



Von der Aussöhnung zur Versöhnung

INHALT

I. Beiträge zum Schwerpunktthema

<i>Jörg Lüer:</i>	Versöhnung zwischen Völkern und Menschen?.....	5
<i>Jean Pierre Guérend und Renate Guérend-Tilkorn:</i>	Die deutsch französischen Ehepaare leben Europa jeden Tag.....	16
<i>Eva-Maria Altena:</i>	Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland – gelungen oder nicht?.....	25
<i>Theo Mechtenberg:</i>	„Wir strecken unsere Hände zu Ihnen hin...“	33
<i>Peter Kopmeier:</i>	Buchvorstellung : Theo Mechtenberg: „Polens katholische Kirche zwischen Tradition und Moderne“.....	42
<i>Heinz-Georg Surmund:</i>	„Und eine Zeit, in die Niederlande zu gehen...“.....	46

II. Berichte aus dem Bistum

<i>Ernst Dertmann / Ferdinand Kerstiens</i>	Ein Interview zum 80. Geburtstag.....	57
<i>Christine Kilanowski:</i>	Gott hat nicht nur starke Söhne (geweihte Männer)	70
<i>Peter Kopmeier:</i>	(M)EINE Pilger-STERN-Betrachtung	73
<i>Eberhard Ockel:</i>	Kästners Letztes Kapitel.....	83
<i>Ferdinand Kerstiens:</i>	Zuschrift zu der Aufkündigung des Vertrages zwischen der deutschen Bischofskonferenz und Professor Pfeiffer über die wissenschaftliche Untersuchung des Missbrauchs von Kindern und Jugendlichen durch Priester der Katholischen Kirche.....	98

III. Hinweise

<i>Termine</i>	aktuelle Übersicht.....	100
----------------	-------------------------	-----

IMPRESSUM

Herausgeber: PAX CHR PAX CHRISTI Bistumsstelle Münster

Breul 23, 48143 Münster, Telefon: 0251/511 420, e-mail: muenster@paxchristi.de

Internet: www.muenster.paxchristi.de

Bankverbindung: Darlehnskasse Münster – Kto.Nr. 3 962 600 – BLZ 400 602 65

Redaktion: Ernst Dertmann, Ferdinand Kerstiens, Stefan Leibold, Eberhard Ockel

Layout: Inga vom Rath

Bildnachweis: Privatfotos (Ernst Dertmann, Jörg Lüer, Eberhard Ockel, Michael Tremmel, PuFo)

Druck: Kleyer-Druck, Münster-Roxel

Liebe Freundinnen und Freunde in und von Pax Christi,

am 22. Januar 1963, also vor gut 50 Jahren, wurde der deutsch-französische Freundschaftsvertrag im Pariser Élysée-Palast von Bundeskanzler Konrad Adenauer und Präsident Charles de Gaulle unterzeichnet. Auch wenn politisch-strategische Überlegungen eine Rolle spielten, trug der sog. Élysée-Vertrag“ entscheidend zur deutsch-französischen Zusammenarbeit auf verschiedenen Ebenen bei und beendete eine lange Periode der „Erbfeindschaft“ und grausamer Kriege mit vielen Opfern. In der Folge entstanden viele Städtepartnerschaften und Partnerschaften zwischen Schulen und Vereinen. Von Frankreich ging nicht zuletzt auch die katholische Friedensbewegung Pax Christi aus, die sich die Aussöhnung zwischen Deutschen und Franzosen zum Ziel setzte.

„Aussöhnung“ war nach Auskunft unseres Friedensarbeiters Ernst der bevorzugte Begriff der verstorbenen Ingeborg Roel, den sie dem Begriff der „Versöhnung“ vorzog. Er betont stärker den Versuch, den Prozess auf dem Weg zu einer möglichen Versöhnung - einen Versuch, der auch scheitern kann. Versöhnung nämlich erfordert zunächst die Verwirklichung von Gerechtigkeit, von Schuldeingeständnis und Wiedergutmachung.

Wie sieht es heute mit dem Stand der Aussöhnung in Europa aus, welche Versuche und Prozesse haben Deutsche und ihre Nachbarn unternommen? Nach einer grundlegenden Untersuchung über die Möglichkeiten und Wirklichkeiten der „Versöhnung zwischen Völkern und Menschen“ von Jörg Lüer von der Kommission „Justitia et Pax“ schreiben Pax Christi nahestehende Menschen (Eva-Maria Altena, Jean Pierre Guérend und Renate Guérend-Tilkorn, Theo Mechtenberg und Heinz-Georg Surmund) über ihre Erfahrungen und eigenen Anteile am Aussöhnungsprozess mit den ehemals feindlichen Nachbarn Frankreich, Polen und Niederlande. Wir danken allen AutorInnen sehr herzlich dafür!

Eine Rezension zum Thema, Berichte aus dem Bistum, ein Leserbrief, eine literarische Betrachtung und ein Interview mit unserem langjährigen

geistlichen Beirat Ferdinand Kerstiens anlässlich seines 80. Geburtstages runden das Heft ab. Wie immer freuen wir uns über Rückmeldungen und wünschen eine spannende Lektüre!

Ernst Dertmann

Ferdinand Kerstiens

Stefan Leibold

Eberhard Ockel

Jörg Lürer

Versöhnung zwischen Völkern und Menschen?

Anmerkungen und Überlegungen zu einer christlichen und zugleich europäischen Kernerfahrung.

Wer kennt sie nicht: Die schnelle und wohlfeile Rede von der Versöhnung? Insbesondere nach großen Gewalterfahrungen dauert es in aller Regel nicht lange bis schöne Worte fallen, die allerdings bei vielen und insbesondere bei den Opfern von Gewalt ein fades Gefühl, wenn nicht sogar ausdrückliche Ablehnung hinterlassen. Diese negativen Reaktionen fallen umso stärker aus, wenn Sie gut meinend von außen oder sogar von Denjenigen kommen, die eigentlich die Verantwortung für die Gewalt und ihre Auswirkungen zu tragen hätten.



Offensichtlich wird der Versöhnungsgedanke mit der billigen und vorschnellen Rede von Versöhnung beschädigt. Hinter dieser scheinbaren Oberflächlichkeit verbirgt sich in aller Regel das bewusste oder unbewusste Ausweichen vor der eigentlichen Herausforderung, sich den tiefen Gewaltprägungen der Gegenwart und vor allem der je eigenen Prägung und Verantwortung zu stellen. Auseinandersetzung mit Gewalt und ihren Folgen bedeutet – geschieht sie ernst und nicht in voyeuristischer Intention - immer Auseinandersetzung mit sich selbst und dem eigenen Verhältnis zu den Anderen.

Das ist oft nicht angenehm und so wird vor dem Problem die Lösung, vor der Frage die Antwort präsentiert. Leider unterliegt bisweilen auch die kirchliche Rede und Praxis diesen keineswegs zufälligen Tendenzen.

Dies ist umso bedauerlicher als die ernste Frage nach der Erlösungsbedürftigkeit und Versöhnungsfähigkeit der Welt, im konkreten Symbol des Kreuzes den Kern christlicher Identität markiert. Mit Blick auf die erschütternde Schwere der zur Verhandlung stehenden, blutig konkreten Frage liegt der Versuch gar nicht so fern, ihr auf die eine oder andere letztlich selbst beruhigende Art auszuweichen.



Der Preis für solcherlei Vermeidungsverhalten ist allerdings hoch. Die kulturelle und nicht selten dann auch die politische Macht der Gewalt wird nicht überwunden. Das christliche Zeugnis wird fade und uneigentlich, die christliche Identität wird brüchig. Papst Johannes Paul II. hatte dies vor dem Hintergrund seiner eigenen Erfahrungen tief durchdrungen und der Kirche durch sein stellvertretendes Schuldbekenntnis im Jahr 2000 auf den weiteren Weg mitgegeben. Dabei handelt es sich allerdings keineswegs um ein christliches Sonderproblem. Vielmehr formuliert das Christentum eine hochgradig Praxis relevante Antwort auf die universale Menschheitserfahrung von Gewalt und der Sehnsucht nach Versöhnung.

Dieser Antworthorizont ist in unserer hoffnungslos pragmatischen Zeit, die sich so leicht mit Opfern abfindet, wenn es nur irgendwie vertretbar weitergeht, von ungebrochener Bedeutung.

Wie aber kann die Versöhnungsrede profiliert werden, ohne zur billigen Vertröstung zu verkommen? Es ist hier nun nicht der Raum, um die vielfältigen Erfahrungen und Einsichten, die in diesem Zusammenhang aus der gesellschaftlichen und kirchlichen Praxis zu entfalten. Daher möchte ich mich auf einige wenige, wie mir scheint, zentrale Einsichten beschränken.

Wer von Versöhnung reden will, muss zu allererst die Tiefe der Unversöhnlichkeiten, die gesellschaftlichen und individuellen Wunden sowie die (Zer)störung der gesellschaftlichen Beziehungen in den Blick nehmen. Während die materiellen Zerstörungen in Folge von Krieg und Gewalt ins Auge springen und vergleichsweise einfach zu beheben sind, sind die mentalen, psychischen und kulturellen Auswirkungen oftmals weit weniger offensichtlich. Letztlich beeinflusst aber der Umgang mit diesen „weichen“ Faktoren das Gelingen oder Scheitern von Versöhnungsmaßnahmen entscheidend.

Um die Herausforderung Versöhnung zu verstehen, ist es erforderlich, die Gewalterfahrungen sowohl in ihrer anthropologischen Dimension als auch in ihren jeweils konkreten historischen Verfasstheiten zu verstehen. Gewalterfahrung ist die Erfahrung der extremen Schutzlosigkeit und Verletzbarkeit menschlichen Lebens. In der Folter tritt einem dies in seiner extremsten Form entgegen. Jean Amery hat, sein eigenes Erleben der Folter reflektierend, diese Erfahrung auf den Punkt gebracht: „Wer einmal der Folter unterlag, wird nie mehr heimisch in der Welt.“¹

Extreme Gewalt löst eine existentielle Erschütterung bis hin zur Traumatisierung aus, die von den machtvollen Gefühlen der Demütigung, der Scham und des Gesichtsverlustes begleitet wird. Mit der Erfahrung von Gewalt wird das Vertrauen der Betroffenen in die Welt erschüttert, bisweilen sogar zum Verschwinden gebracht. Bemerkenswerterweise machen aber auch die Täter eine Gewalterfahrung, die oftmals nicht

1 Jean Amery

minder erschütternd ist, denn die Erfahrung der eigenen Verstrickung in die Gewaltprozesse stellt bei nicht Wenigen das eigene Wertesystem und Selbstbild in Frage.

Eine dritte, sehr vielfältige Gruppe, die oftmals nicht wirklich in den Blick genommen wird, sind die Zuschauer. Wer schon einmal in der U-Bahn einer Schlägerei beigewohnt und nicht eingegriffen hat, oder eingegriffen und in die Gesichter der Zuschauer gesehen hat, weiß wovon die Rede ist: dem Gefühl der potentiellen Bedrohtheit und willigen oder zustimmenden stillschweigenden Komplizenschaft, die in der Sache immer auf die Abwendung von Opfern zuläuft. Für die Opfer gehören diese Untätigen zu ihrer Gewalterfahrung. Für die Zuschauer ist die Erinnerung an dieses Geschehen im besseren Fall eine schamvolle Peinlichkeit, mit der sie umzugehen haben. Wie an diesen kurzen Ausführungen ersichtlich wird, weisen die Gewalterfahrungen eine erhebliche Vielfältigkeit auf, die ihre jeweilige Ausprägung je nach der Rolle der Betroffenen im Gewaltgeschehen erhält. Gewalt belastet die Beziehungen der Menschen und Gruppen zu einander und oftmals auch und gerade zu sich selbst. Gewalterfahrung lässt – auch wenn es auf den ersten Blick nicht selten anders zu sein scheint, niemanden unberührt. Sie frisst sich ein in die Herzen und Köpfe der Menschen. Sie prägt die Identitäten der Betroffenen tief, bisweilen bis hin zu deren Zerstörung.

Die von der Gewalterfahrung ausgehende existentielle Erschütterung bedarf der Antwort und Deutung. Die erschütterte Weltsicht bedarf der neuerlichen Festigung. Gerade das Leiden fördert Tendenzen nach sinnhafter Deutung des Geschehens. Dass diese Fähigkeit zur sinnhaften Deutung des Geschehens keine Frage des gebildeten Feuilletons sondern eine Frage von Leben und Tod, im metaphorischen wie konkreten Sinne, ist, macht die in vielen anderen Lagern der Welt bestätigte Beobachtung deutlich, dass es in den deutschen Konzentrationslagern den politisch Verfolgten, seien es Katholische Priester, Kommunisten, oder Sozialdemokraten, psychisch leichter als den rassistisch Verfolgten fiel, sich auf die Gewaltsituation einzustellen. Abgesehen von den fundamentalen Unterschieden der Behandlung durch die Nazis spielte hier vor allem eine Rolle, dass viele politische Häftlinge einen intakten Orientierungsrahmen hatten, aus dem heraus sie das Geschehen verstehen und sich in ihm

verorten konnten und dementsprechend die Leben entscheidende Orientierung nachdem Schock schneller zurück gewonnen werden konnte.



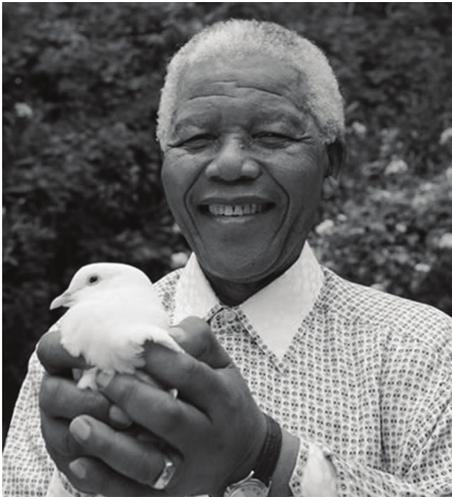
Die Definition des Feindes erklärt die Herkunft der Leiden. Dabei ist oftmals zu beobachten, dass die politisch-moralische Überhöhung der Feindschaft die eigenen Taten legitimiert und die eigenen Leiden heroisiert. Denn bemerkenswerter Weise sind Leiden für eine für gut erachtete Sache besser zu ertragen, als sinnloses nicht nachvollziehbares

Leid. Die Notwendigkeit der Deutung, des Verständlichmachens der jeweiligen Gewalterfahrung ist für alle Beteiligten offensichtlich. Dabei entsteht ein komplexes und interagierendes Netz von konfligierenden Deutungen, in denen sich das Beziehungsgefüge, wie es das Gewaltgeschehen hinterlassen hat, widerspiegelt. Dabei erweisen sich diese Deutungen keineswegs als statisch. Vielmehr ändern sie sich im Laufe der Zeit.

Für Prozesse der Heilung und Versöhnung ist es von großer Bedeutung zu verstehen, wie diese Deutungen zu Stande kommen und welchen Fragestellungen ihre Änderungen folgen. In aller Regel treffen diese Deutungsprozesse auf schon vorhandene Muster, Feindbilder und Ste-

reotype, die nunmehr entsprechend der Bedürfnisse und Plausibilitäten aktualisiert werden. Grundsätzlich sind diese Deutungen Ergebnisse von sozialen Kommunikationsprozessen. Jan Assmann hat zum Verständnis dieser Prozesse in Anlehnung an Maurice Halbwachs eine wichtige Unterscheidung von Ebenen getroffen:

- a) das kommunikative Gedächtnis. Dieses umfasst die im Wesentlichen mündlichen Erzählungen der Erlebnisgeneration, z.B. in Familiensammenhängen.
- b) das kulturelle Gedächtnis. Dieses ist wesentlich medial basiert und umfasst Denkmäler, Archive, Museen, öffentliche Rituale.



Das kollektive Gedächtnis einer Gesellschaft setzt sich aus diesen beiden Ebenen zusammen. Im Rahmen gesellschaftlicher Auseinandersetzungen wird darum gerungen, welche Erfahrungen und Deutungen als normativ für das gesellschaftliche Selbstverständnis gelten. Für die individuellen und gesellschaftlichen Heilungsprozesse kommt es dabei entscheidend darauf an, Sprachfähigkeiten und Sprechbereitschaften her-

zustellen, in denen das Gewaltgeschehen und seine Auswirkungen auf die Gegenwart angemessen verhandelt werden können. Der deutsche Philosoph Karl Jaspers hat diese Problematik direkt nach dem Krieg 1945 wie folgt eindrücklich charakterisiert:

„Wir müssen uns in Deutschland miteinander geistig zurecht finden. Wir haben noch nicht den gemeinsamen Boden. Wir suchen zusammenzukommen.[...] Wir wollen lernen, miteinander zu reden. das heißt, wir wollen nicht nur unsere Meinung wiederholen, sondern hören, was der andere denkt. Wir wollen nicht nur behaupten, sondern im Zusammenhang nach-

denken, auf Gründe hören, bereit bleiben, zu neuer Einsicht zu kommen. Wir wollen uns innerlich versuchsweise auf den Standpunkt des anderen stellen. Ja wir wollen das Widersprechende geradezu aufsuchen. Das Ergreifen im Widersprechenden ist wichtiger als die voreilige Fixierung von sich ausschließenden Standpunkten, mit denen man die Unterhaltung aussichtslos beendet. Es ist so leicht, entschiedene Urteile affektbetont zu vertreten; es ist schwer, ruhig zu vergegenwärtigen. Es ist leicht, mit trotzigem Behauptungen die Kommunikation abzubrechen; es ist schwer, unablässig über Behauptungen hinaus in den Grund der Wahrheit einzudringen. Es ist leicht, eine Meinung aufzugreifen und festzuhalten, um sich weiteren Nachdenkens zu überheben; es ist schwer, Schritt für Schritt voranzukommen und niemals das weitere Fragen zu verwehren.

Wir müssen die Bereitschaft zum Nachdenken wiederherstellen. Dazu gehört, dass wir uns nicht berauschen in Gefühlen des Stolzes, der Verzweiflung, der Empörung, des Trotzes, der Rache, der Verachtung, sondern dass wir diese Gefühle auf Eis legen und sehen was wirklich ist.[...] Wenn wir miteinander reden lernen, so gewinnen wir mehr als unsere



eigene Verbindung. Wir schaffen so die unerlässliche Grundlage, mit den anderen Völkern reden zu können. [...] Es fragt sich für jeden Deutschen, ob er diesen Weg gehen will auf die Gefahr hin aller Enttäuschungen, auf die Gefahr hin weiterer Verluste und des bequemen Missbrauchtwerdens von den Mächtigen. Die Antwort: dieser Weg ist der einzige, der unsere Seele vor dem Pariadasein bewahrt. Was sich auf ihm ergibt, müssen wir

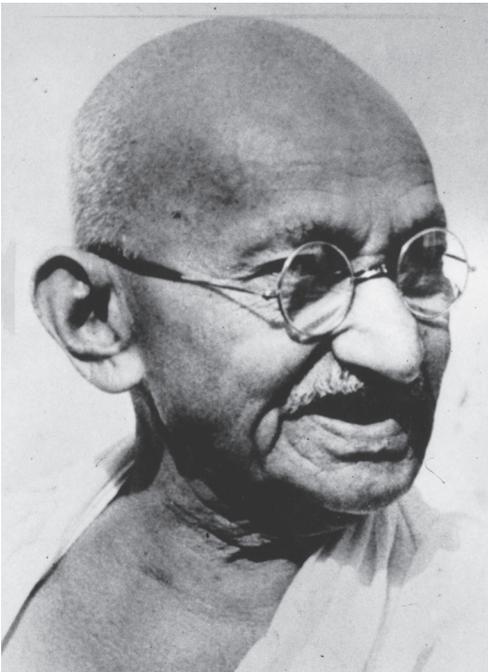
*sehen. Es ist ein geistig-politisches Wagnis am Abgrund. Wenn Erfolg möglich ist, dann nur auf lange Fristen.*²

Wie bei Jaspers deutlich wird, entscheidet sich an der Art und Weise des Umgangs mit der Gewalt belasteten Gegenwart die Welt in der wir leben. Solcherart Arbeit steht vor immensen Herausforderungen und Problemen, die das angemessene Sprechen behindern:

Je näher man sich zeitlich am Gewaltgeschehen befindet, umso größer ist der Faktor Angst. Vor allem wenn die Täter weiterhin gesellschaftlich anerkannt und in entsprechenden Positionen sind, ist die Angst davor erneut der Gewalt ausgeliefert zu sein, insbesondere bei den Opfern und ihren Angehörigen immens. Hinzukommt, dass die Gewalterfahrung bei der übergroßen Mehrheit der Opfer aber auch bei einem erheblichen Teil der Täter mit Schamgefühlen besetzt ist. Bei den Opfern drückt sich darin die erfahrene Entwürdigung aus. Bei den Tätern et al. weist diese Scham nicht selten auf einen partiellen Verlust der Selbstachtung hin. Zwar ist solche „Täterscham“ auch ein Ausdruck eines zumindest teilweise intakten Rechtsempfindens, nichts desto minder behindert Scham die individuelle und gesellschaftliche Sprachfähigkeit und Sprechbereitschaft. Sie geht oftmals einher mit erheblichen persönlichen Bedrohungsgefühlen, was angesichts des Umstands, dass es letztlich um die Transformation der Identität der Betroffenen geht, nicht verwundert. Am Beispiel der Scham wird zugleich deutlich, dass den kulturellen Voraussetzungen eine große Bedeutung für das Gewinnen von Sprachfähigkeit zukommt. Entsprechend gilt es, diese Faktoren klug zu berücksichtigen, will man nicht die ohnehin ausgeprägten Abwehrreaktionen zusätzlich stärken. Da die Auseinandersetzung mit der Gewalterfahrung, die immer auch die Frage nach Schuld und Verantwortung mit einschließt, die positiven Selbstbilder von Gesellschaften und Identitäten in Frage stellt, sind Abwehrreaktionen keine Überraschung. Diese können vielfältige Formen annehmen: Z.B. Verdrängung, Leugnung, Verharmlosung aber auch Heroisierung des eigenen Tuns und Dämonisierung des Handelns der Anderen. Alles in allem neigt die Gesamtkonstellation in aller Regel

2 Zit. Karl Jaspers: Die Schuldfrage. Zur politischen Haftung Deutschlands. München/Zürich 1987, S. 8 - 10.

dazu, dass sich die verschiedenen Akteure voneinander abkapseln, mal um sich der Herausforderung und der Konfrontation nicht zustellen, mal aber auch um eine als instabil eingeschätzte Situation nicht noch weiter zu destabilisieren. Die Gefahr dieses Gruppenautismus besteht darin, dass die Opfer, die in besonderer Weise die Infragestellung der bestehenden Verhältnisse verkörpern, erneut ausgegrenzt und marginalisiert werden. Die Kultur des gesellschaftlichen Beschweigens geht zu Kosten der Opfer und zu Lasten der gesellschaftlichen Fähigkeit zur Überwindung der Gewaltprägungen.



Vor diesem Hintergrund wird deutlich, welche Herausforderung und welche konkreten Risiken der Versöhnungsgedanke birgt. Er zielt auf die Transformation der bestehenden Verhältnisse. Um sich in diesem minenreichen Gelände zu orientieren, können die Erfahrungen mit den vielfältigen Versöhnungsprozessen und Konflikten, wie z.B. dem deutsch-polnischen oder deutsch-französischen Fall, von großem Nutzen sein. Ohne an dieser Stelle diese in sich sehr verschiedenen Fälle im Einzelnen würdi-

gen zu können, scheinen aber gerade auch diese Erfahrungen eine Reihe von orientierenden Einsichten für die Praxis der Versöhnungsarbeit nahe zu legen.

1. Versöhnungsarbeit hat sich an der Solidarität mit den Opfern zu orientieren. Es ist die auf das Gewaltgeschehen angewandte Option für die Armen die hier zum Tragen kommt. Es eine Frage der praktischen

Gerechtigkeit soviel wie möglich dazu beizutragen, die beschädigte Würde der Betroffenen wieder aufzurichten. Zugleich ist die Bereitschaft der Opfer ihre Erfahrungen mit der Gesellschaft zu teilen, ein nahezu unverzichtbarer Beitrag dazu, die abwehrenden Deutungen der „Täter“ und „Zuschauer“ zu durchbrechen und neue Blickweisen auf das Gewaltgeschehen zu ermöglichen.

2. So zentral die Solidarität mit den Opfern ist, mit Blick auf die langfristige Überwindung von Gewalt und Verfeindung ist ebenso eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Tätern zu führen. Auch für die Täter gilt, dass vorschnelle und verallgemeinernde Verurteilungen abzulehnen sind, da sie nur dazu beitragen, Einzelne pars pro toto zur Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts mit der Gesamtschuld zu belasten. Der tiefgehenden Wirkung von Gewalt ist so nicht beizukommen. Das sollte allerdings nicht dahin gehend missverstanden werden, auf strafrechtliche Verfolgung zu verzichten. Im Gegenteil: diese ist soweit möglich vorzunehmen, da sie ein wichtiges und sehr konkretes Zeichen der Wiederherstellung des Rechts und damit der Grundlagen sinnvoll geordneter gesellschaftlicher Beziehungen ist. Zudem trägt strafrechtliche Verfolgung wesentlich zur notwendigen Wahrheitsfindung bei.
3. Reflektion auf Schuld und Verantwortung. Entgegen der immer wieder zu beobachtenden verharmlosenden Tendenz von unglücklichen Fehlern anstatt von Schuld zu sprechen, ist auf einer Rückbindung des Gewaltphänomens an konkrete menschliche Freiheitsentscheidungen zu drängen. Nur mit dieser Rückbindung an menschliche Freiheitsfähigkeit kommt auch das Potential der Veränderung in den Blick.
4. Es hieße aber die Individuen massiv zu überfordern und ihnen Unrecht tun, würde man nicht die strukturellen und historischen Rahmenbedingungen berücksichtigen, unter denen sie ihre Entscheidungen getroffen haben. Die Offenlegung der Systematik von Gewalt und Repression ist zugleich eine Frage der Wahrheitsfindung sowie der Überwindung der Gewaltkultur.

Aus diesen kursorischen Überlegungen wird deutlich, dass in Versöhnungsprozessen so sie diesen Namen verdienen, mehr als die Wiederherstellung eines leidlichen Auskommens zur Verhandlung steht. Die

gestalterische Kraft, die diesen Prozessen innewohnt, lässt sich an der kulturellen Entwicklung der EU gut beobachten. Auch wenn wir uns heute mit neuen Herausforderungen zu plagen haben, der Zusammenhang in dem wir dies tun, und der bis dahin nicht gekannte Chancen bietet, ruht im wesentlichen auf der Bereitschaft der Europäer und Europäerinnen, eine neue Sicht auf einander zu entwickeln. Diese Haltung gilt es auch heute zu bewahren und weiterzugeben, damit zugleich ein Zeichen sichtbar wird, dass am Ende nicht die Gewalt den Sieg davon trägt.

Jörg Lürer ist Referent der Geschäftsstelle im Berliner Büro der Deutschen Kommission von Justitia et Pax.



Jean Pierre Guérend und Renate Guérend-Tilkorn

Die deutsch französischen Ehepaare leben Europa jeden Tag

Seit nahezu 50 Jahren leben wir in Frankreich, wir sind eins der zahlreichen deutsch-französischen Ehepaare. Nach und nach haben wir in unserem täglichen Leben den Fortschritt der europäischen Union verfolgen können.

Die Anerkennung der Diplome wurde in den siebziger Jahren zur Wirklichkeit; als wir 1966 in Paris ankamen, waren für Renate weder ihr medizinisches Staatsexamen noch ihr Abitur anerkannt! Die pedantischen, wiederholten Zollkontrollen bei jedem Grenzüberschritt - Belgien- Luxemburg- Deutschland- sind glücklicherweise verschwunden. Das Telefonnetz wurde automatisiert und erleichterte somit die Kontakte. Die Sprachen-Schranke der Telefonistin fiel weg, Renate's Mutter konnte direkt nach Frankreich durchwählen! Seit einigen Jahren verbindet uns nun weltweit das Internet.

Die Rolle der deutsch französischen Ehepaare

Wenn man vom Aufbau Europas spricht, vergisst man häufig die Rolle der deutsch –französischen Ehepaare. Dennoch verwirklicht sich diese Konstruktion nicht nur in Strukturen, Maßnahmen, Institutionen zur Promulgation eines rechtlichen Status durch europäische Direktiven, sondern auch durch transnationale Kräfte, Öffentlichkeitsmeinungen,

Tourismus, Austausch zwischen Vereinen, Menschen verschiedener Altersgruppen, durch Partnerschaften von Städten und Schulen, häufig haben dabei die deutsch französischen Ehepaare eine Rolle gespielt.

Es gibt kein Europa, und es wird kein vereintes Europa geben, ohne den deutsch französischen Motor, die zwei Länder im Herzen Europas, ohne die es nicht möglich ist Europa aufzubauen. Das stellen im Laufe der Jahre Politiker, Diplomaten und Parlamentarier immer wieder fest, die heute entschlossen sind, 27 Nationalitäten zu vereinen.

An diesem sozio-politischen originellen Abenteuer, bisher in der Geschichte erstmalig, nehmen die französisch-deutschen Familien teil. Sie sind in sich selbst, schon allein durch ihre Existenz und ihre Art zu leben ein politisches Phänomen.



Den Graben des Blutes und des Hasses zuschütten

Drei Bruderkriege, Skandale der zerstrittenen Christenheit, haben in drei Generationen, von 1870 bis 1945 einen Graben aufgerissen von Blut und Leiden, Hass und Erfahrungen der Trennung und Tragik. Eine Maschine des Misstrauens hat die beiden Völker überrollt, um Unterschiede zu

schaffen und Zusammenstöße zu rechtfertigen. Um diese Risswunde der Seele zu heilen, den historischen Graben zu verschütten, war der Aufbau der europäischen Union ein Heilmittel, ein Weg zum Frieden und zur Wiederversöhnung.

1870 war Renates Urgroßvater Militärarzt in Paris, 1914-18 war ihr Patenonkel in Strassburg, und während des letzten Weltkrieges war ihr Vater Soldat in Le Mans, der französischen Stadt, die seit dem 9. Jahrhundert mit Paderborn verbrüdet ist! Der Großvater von Jean Pierre starb 1914 im Alter von 30 Jahren und ließ seine Witwe mit 3 kleinen Töchtern im Elend zurück. Unsere Eltern haben die Ankündigung unserer Hochzeit mit Verzeihen aufgenommen und in der Hoffnung auf eine befriedigte Zukunft. Mehr als alle gemischten Ehepaare ist eine deutsch-französischen Ehe ein Zeichen der Versöhnung.

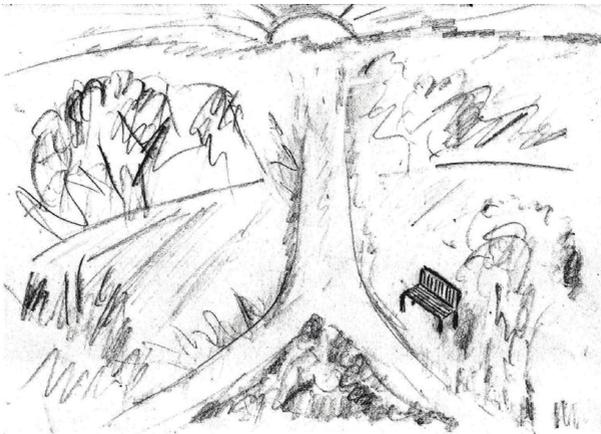
Eine doppelte nationale Zugehörigkeit.

Die deutsch französischen Ehepaare leben Europa jeden Tag. Sie verwirklichen das unbedingt notwendige Überschreiten des Nationalbewusstseins. Für sie ist Europa eine Wirklichkeit ohne jedoch ihre ursprünglichen Staatsangehörigkeiten zu verleugnen.

Für die meisten, und das ist für uns der Fall, ist Renate durch die Heirat Französin geworden, ohne jedoch ihre deutsche Staatsangehörigkeit aufzugeben und auf ihren deutschen Pass zu verzichten. Mehr noch, unsere 3 Kinder haben auch die deutsche Staatsangehörigkeit neben der französischen. Die Zugehörigkeiten überlagern und ergänzen sich harmonisch: Westfälin, Deutsche, Französin, Europäerin.

Im Allgemeinen leben wir diese Zugehörigkeiten in gutem Einverständnis, aber manchmal kommt es zu Spannungen anlässlich einer Geschichtsepoche, eines aktuellen Ereignisses, eines Brauchtums... Die beste Gewähr für ein Gelingen des deutsch französischen Ehepaares ist die Beibehaltung der ursprünglichen Kulturen. Es gilt Kompromisse zu machen. Kenntnisse der Geschichte seines Landes erlauben es, Karikaturen und Klischees zu überwinden. Bezüglich des zweiten Weltkrieges nicht Wehrmacht und Waffen SS zu verwechseln, nicht zu vergessen, dass es auch einen französischen Antisemitismus gab. Eine solide Ge-

schichtgrundlage hilft zur Eintracht und zum Überwinden schwerer historischer Tatsachen. Unser christlicher Glaube und unser Engagement in der Pax Christi Bewegung seit 1962, haben unser Leben tiefgehend getragen auf der Basis universaler Brüderlichkeit des Evangeliums und



der Katholizität der Kirche. Seltsam und stärkend ist es für einen Franzosen in Deutschland an einer Messe teilzunehmen, die Eucharistie, das geteilte Brot, kennt weder Personalausweis, noch Pass, noch Hautfarbe.

„Die ersten Brückenbauer zwischen Deutschland und Frankreich“

Ab der Siebziger Jahren spricht man von deutsch-französischen Ehepaaren. Die ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen, die freiwillig in Frankreich geblieben waren, (1945 zählte man 1 Million deutscher Gefangener in Frankreich), bekundeten ihre bedeutende Zahl und erklärten, dass sie die „ersten Brückenbauer zwischen Frankreich und Deutschland“ sind und ihre Ehen die ersten Versöhnungsverträge zwischen beiden Ländern. Die Kriegsveteranen waren die eifrigsten Vertreter der Städtepartnerschaften.

Von jeher hatten Heiraten die fundamentale Funktion, Familien zusammenzubringen, die bis dahin keine Bindungen hatten. Man organisierte

Hochzeiten aus gesellschaftlichen Interessen, unter verschiedenen Volksgruppen um Frieden zu schaffen. Für die deutsch-französischen Ehen haben Völkerwanderungen, Kriege und Militärdienst eine Rolle gespielt, wie auch der Versöhnungsvertrag, den 1963 Konrad Adenauer und General de Gaulle unterzeichneten. Die deutsch-französischen Ehen, die jetzt geschlossen werden, sind nicht mehr direkte Folgen der Katastrophen und Kriege. Sie sind Auswirkungen der zahlreichen Austausche und Verbindungen zwischen zwei Ländern Europas, die es lernen zusammen zu leben.

Wie bilden sich deutsch–französische Ehepaare?

Was ist heute ausschlaggebend in der Partnerbegegnung und der Wahl für einander? Die Voraussetzungen sind verschiedener Art, sie betreffen sowohl die Personen aber auch die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit.



Wir haben uns in Chartres, im Schatten der Kathedrale kennengelernt, in einem der „Centres de Rencontres Internationales“, das die Pax Christi Bewegung in den geistigen Hochburgen Frankreichs betreute: Vezelay, Mont Saint Michel, Bourges, Lourdes.....

In unserem Fall, das haben wir schnell begriffen, beruhte unsere Entscheidung auf ganz persönlichen Kriterien und hatte doch sozialpolitische Auswirkungen, die über unsere zwei Familien hinausgingen durch den Lebensstil, den wir gewählt haben, in den verschiedenen Tätigkeitsfeldern unserer Familie. Zahlreiche Neffen und Nichten sind zu uns gekommen in den Ferien, oder gar für ein ganzes Schuljahr, um französisch zu lernen. Unserer 3 Kinder haben sowohl in Deutschland wie in Frankreich studiert. Zweisprachige Gymnasien sind inzwischen geschaffen worden und Doppeldiplome.

Die Sprache des anderen zu erlernen erleichtert die Verständigung, das Verstehen seiner Kultur. Wie oft ist Renate gebeten worden, eine Austauschfamilie oder einen Brief-korrespondenten zu finden diesseits oder jenseits des Rheines. Ins Pfadfinderlager haben unsere Kinder junge Deutsche eingeladen, um auch solche Erfahrungen zu teilen.

Die Partnerschaft zwischen Cagnes sur mer, in der Nähe von Nizza, wo wir 18 Jahre gelebt haben, und der Stadt Passau, in Bayern, war für uns ein Arbeitsfeld des Friedens, in dem wir uns sehr eingesetzt haben mit Besuchen der Partnerstadt, Übersetzen der Reden, Sprachkursen und Schüleraustauschen. Wir haben auch unsere katholische Pfarre in die Verbrüderung der zwei Städte einbezogen, um die Situation der Kirche in Deutschland bekannt zu machen, die durch das Konkordat sich so stark von Frankreich unterscheidet. Diese Pastorerfahrungen bereichern beide Länder.

Innerhalb des deutsch-französischen Paares stoßen zwei Kulturen aufeinander: Jedoch sind beide nie gleichzeitig und in gleicher Weise anwesend und ausschlaggebend.

Zwischen Deutschland und Frankreich sind die geographischen Distanzen mehr und mehr abgebaut, durch Internationale Zug- und Flugverbindungen, Intercity, TGV, ..., kulturelle Austausche und Änderungen in den Gesetzesregelungen der europäischen Union. Aber die sprachliche Grenze bleibt spürbar. „ARTE“, das deutsch-französische Fernsehprogramm, bleibt wenig beachtet. Auch dürfen wir die institutionelle Dyssymmetrie nicht vergessen: einerseits eine Bundes-Republik, und andererseits eine zentralisierte Republik. Die beiden Partner des deutsch-französischen

Politiker - Paares, zurzeit sind es die Kanzlerin Angela Merkel und der Präsident der französischen Republik François Holland, sie verfügen nicht über die gleiche Macht.

Dank der neuen Kommunikationsmöglichkeiten, wird der Partner, der sein Land verlässt, wie Renate, nicht mehr ganz aufgesogen und assimiliert. Unser Paar, wie die meisten anderen, sieht nicht mehr unvermeidlich die Kultur des Gastlandes triumphieren in allen Aspekten des täglichen Lebens.

Zwei Kulturen, zwei Nationalitäten existieren miteinander.

Die Paare, wie das unsere, wachsen über die zwei ursprünglichen Nationalitäten hinaus und fordern ein neues gesellschaftspolitisches Ensemble - einen Bund von National Staaten, wie es Jacques Delors nannte. Ein Ensemble, das gegenüber den aufsteigenden Ländern China, Indien, Brasilien, ..., standhalten kann.

Sehr aufmerksam und bisweilen mit Besorgnis widmen sich die Familien der zweisprachigen Erziehung. Sie bringt das Überschreiten der Nationalität zum Ausdruck. Eine geläufige Erfahrung unter den Kindern, ruft sie doch Erstaunen und Bewunderung hervor bei Freunden und Nachbarn, sie ist ein wahres Zeichen der europäischen Ausweitung. Die zweisprachige Erziehung gelingt nicht immer, sie ist abhängig vom Familienkontext. Diese Frage ist auch Quelle mancher Schmerzen für den Partner, der nur schlecht die Sprache des anderen beherrscht, und das ist besonders spürbar anlässlich von Familienfesten.

Das immer stärkere Nachlassen des Interesses für die deutsche und die französische Sprache ist Besorgnis erregend für den kulturellen Austausch und alle Kontakte verschiedenster Art zwischen beiden Ländern. Die weltweite Entwicklung drängt die englische Sprache in den Vordergrund sowie spanisch oder chinesisch.

Universitäts- Austausche zwischen Frankreich und Deutschland nehmen ab, der deutsch-französische Jugenddienst OFAJ, der jahrelang die Jugendaustausche gefördert hat, sowie das ERASMUS Programm für

Studenten, begrenzen sich jetzt nicht mehr auf die beiden Länder sondern weiten ihr Angebot auf ganz Europa und sogar die USA aus.

Die deutsch französischen Familien ohne immer ausdrücklich auf Europa zu beziehen, sind in ihrer originellen Struktur deutlich international gesinnt.



Eine europäische Lebensweise

Und Europa? Auffallend ist ein ähnliches Verhalten, ähnlicher Lebensstil, im Rhythmus der Mahlzeiten, der Dekoration der Wohnung diesseits und jenseits des Rheines. Für die Zukunft zeigen diese Familien, so könnte man sagen, eine europäische Lebensweise an.

Die quasi konstant geringe Zahl der gemischten Ehepaare weist darauf hin, dass in einer Welt, in der alle Grenzen zu verschwinden scheinen, die Partnerwahl erstaunlich konstant bleibt. Blut, Erde und Nation bleiben starke Werte. Diejenigen, die eine gemischte Ehe wählen, sogar die wenig originelle deutsch- französische, sind Vorläufer. Aber ihre Bedeutung, ihre Rolle in dem Aufbau der europäischen Union, ihr Hinauswachsen über die nationalen Grenzen, stehen in keinem Gleichgewicht zu ihrer geringen Zahl.

Die Wiederversöhnung und der Friede in Europa haben Wunder verwirklicht. Diese Arbeit wurde 2012 mit der Zuerkennung des Friedens Nobel Preises ermutigend anerkannt.

Aber der Friede ist niemals für immer garantiert. Ständig muss man an ihm arbeiten.

Energiefragen, wie Atom oder Umweltschutz, Finanzkrise und Wirtschaftswandel, europäische Verteidigung, weltweite Entwicklung und Solidarität in der Euro Zone rufen starke Spannungen zwischen unsern beiden Ländern hervor. Unverständnis und nationales Rückzugsverhalten bedrohen uns.

Die Politiker, aber auch alle die die für den Frieden arbeiten, müssen unaufhörlich daran arbeiten die Grenzen zu überwinden, die sich immer wieder aufrichten. Die deutsch-französischen Familien können durch ihre Erfahrung des „Zusammenlebens“ dazu beitragen.

Jean Pierre Guérend und Renate Guérend-Tilkorn sind ein deutsch-französisches Ehepaar, das sich bei einer PAX CHRISTI-Veranstaltung kennen gelernt hat. Renate Tilkorn war Mitarbeiterin in der KSG Münster in den 60er Jahren.

Eva-Maria Altena

Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland – gelungen oder nicht?



In Gesprächen mit Schülerinnen stelle ich fest, dass ihnen auf die Frage: „Woran denkst du bei Frankreich?“ weder der Begriff Erbfeindschaft noch die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts einfallen. Auch der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 kommt ihnen normalerweise nicht in den Sinn, es sei denn,

er wurde gerade im Geschichtsunterricht besprochen. Die Namen de Gaulle und Adenauer sind immerhin einigen von ihnen bekannt. Die jetzige Schüलगeneration denkt in Bezug auf Frankreich eher an Wein, Baguette, Käse, Bretagne und Provence und natürlich an Paris und den Eiffelturm. Die Schülerinnen der Liebfrauenschule in Vechta, an der ich unterrichte, verbinden mit Frankreich vor allem auch Austauschfahrten in die Bretagne. Jedes Jahr fahren 20-30 Schülerinnen des Jahrgangs 9 zu französischen Schülerinnen oder Schülern der „Troisième“ nach Saint-Pol-de-Léon im Département Finistère. Sie werden dort von deren Familien aufgenommen, und auf diese Weise erlangen sie Einblick in französische Lebensverhältnisse und Kultur und lernen den europäischen Nachbarn als Menschen wie du und ich kennen.

Es ist eine Begegnung auf Augenhöhe, bei der auch immer viel Vertrauen mitschwingt, denn die deutschen Familien geben ihre Kinder in die Obhut einer französischen Familie und übertragen ihr für die Zeit des etwa einwöchigen Aufenthalts immerhin eine Fürsorgepflicht. Umgekehrt ist es genauso, wenn die französischen Schülerinnen und Schüler zum Gegenbesuch nach Vechta und Umgebung kommen und dann den deutschen

Eltern von französischer Seite die Fürsorgepflicht übergeben wird. Ohne Aussöhnung würde ich so etwas für undenkbar halten. Der genannte Austausch ist einer von vielen, die es zwischen deutschen und französischen Schulen gibt. Gefördert werden diese Austauschprogramme vom Deutsch-Französischen Jugendwerk (DFJW), das auf französischer Seite l'OFAJ heißt. Es wurde 1963 gegründet. Auch Begegnungen zwischen Sportlern beider Nationen werden durch das DFJW gefördert ebenso wie Städtepartnerschaften. Neben den schulischen Austauschprogrammen sind insbesondere die in den sechziger und siebziger Jahren und manchmal auch noch später entstandenen Städtepartnerschaften bedeutsam dafür, dass das Misstrauen und zuweilen auch der Hass gegenüber dem jeweiligen europäischen Nachbarn und alten „Erbfeind“ abgebaut werden konnten und können.

Die Frage, die sich mir stellt, ist die, ob Aussöhnung heute für die Generation der 10- bis 20-Jährigen noch aktuell sein kann oder ob sich Aussöhnung nicht nur auf die Menschen bezieht, die den Krieg direkt miterlebt haben. Bedenkt man, wie stark die Antipathie zwischen den französischen und deutschen Menschen in den Kriegsjahren und bis 1950 war, ist es sowieso verwunderlich, dass das Verhältnis heute so entspannt ist. 1944 noch wurden französische Frauen, die ein Verhältnis mit einem deutschen Soldaten hatten, auf öffentlichen Plätzen unter Beifall der Bevölkerung kahl geschoren.



Nach dem Krieg wurden viele der Kollaborateure in Frankreich hingerichtet. Seit 1946 dann gab es die ersten deutsch-französischen Austauschprogramme, allerdings nur in eine Richtung. Bis 1948 war es deutschen Besuchern nicht erlaubt,

französischen Boden zu betreten. Auch als dieses Verbot aufgehoben wurde, bemerkten diejenigen, die eine friedliche Annäherung an den

einigen Erbfeind unternehmen wollten, dass Aussöhnung nicht von heute auf morgen geschieht, sondern ein langwieriger Prozess ist. In den 1950er Jahren waren die Erinnerungen bei vielen Franzosen und Deutschen noch gegenwärtig. Und so konnte es vorkommen, dass deutsche Jugendliche, die sich mit jungen Franzosen angefreundet hatten, von der französischen Familie abgewiesen wurden, als sie zu Besuch vor deren Tür standen.

In einem Artikel der bretonischen Zeitung Ouest-France vom Juli 1996 ist der Fall beschrieben, dass ein junger Deutscher, der im Sommer 1959 während einer „Pax Christi“-Tour in der Schweiz eine junge Französin



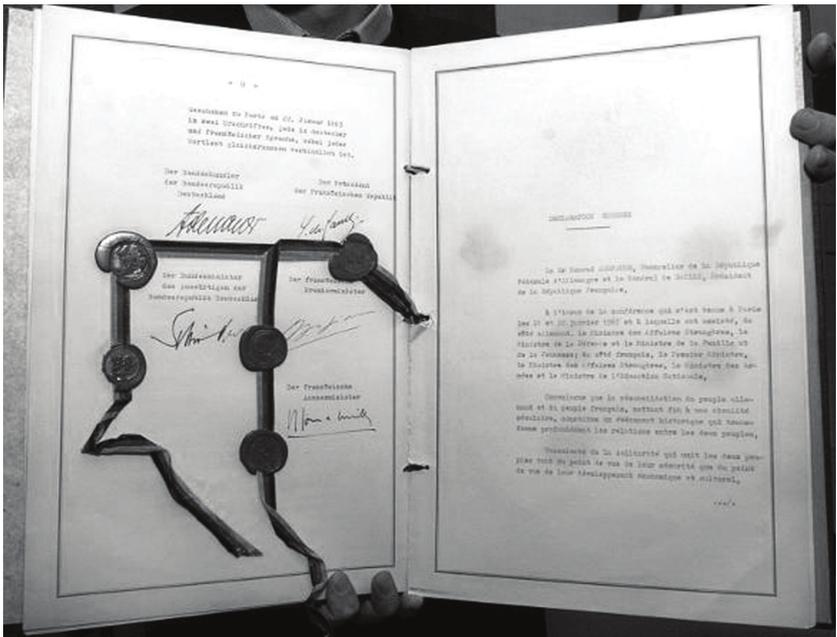
kennen gelernt hatte, an Weihnachten desselben Jahres von der Familie seiner französischen Freundin nicht begrüßt wurde. Der Großvater der jungen Frau hatte am Ersten Weltkrieg teilgenommen und sich vorgenommen,

niemals mit einem „Boche“ am selben Tisch zu speisen. Gerade diese Kriegserlebnisse prägten die betroffenen Generationen, die ihre Gefühle und Erinnerungen dann vielfach an die nachfolgenden Generationen weiter vermittelten, so dass diese möglicherweise ebenfalls ähnliche Ressentiments entwickelten.

Aussöhnung geschieht meiner Meinung nach weitgehend auf persönlicher Ebene. Persönliche Begegnungen können dazu beitragen, dass eine allgemeine Meinung, ein Klischee revidiert wird, weil man entdeckt, dass der oder die andere auch ein Mensch mit konkreten Erfahrungen ist, die unter Umständen ebenso schmerzlich sind wie die, die man selbst gemacht hat. Rahmenbedingungen auf politischer Ebene können

allerdings erheblich dazu beitragen, dass Aussöhnung auf persönlicher Ebene geschieht.

Ohne die von dem damaligen französischen Außenminister Robert Schuman entwickelte Idee einer europäischen Union von Kohle und Stahl, die er in seiner „déclaration du 9 mai 1950“ verkündete, wäre das mittlerweile 68 Jahre währende friedliche Miteinander von Deutschen und Franzosen möglicherweise gar nicht denkbar. Die Idee Schumans war ein pazifistisches Europa und ein Weltfrieden. Das Ziel eines friedlichen Europas suchte er dadurch zu erreichen, dass die Kohle- und Stahlerzeugung Frankreichs und Deutschlands, in der Vergangenheit spezialisiert auf Waffenproduktion, kooperiert würde und von einer gemeinsamen



höchsten Stelle kontrolliert würde, an der sich auch andere europäische Staaten beteiligen könnten. Durch die Vergemeinschaftung der Produktion von Kohle und Stahl sollten eine Aufrüstung und unkontrollierte

Waffenproduktion verhindert und stattdessen eine gemeinschaftliche ökonomische Entwicklung in Gang gesetzt werden. Die Idee Schumans wurde realisiert und führte später zur Gründung der heute bestehenden Europäischen Union. Die politischen Rahmenbedingungen haben für eine friedliche Epoche in Mitteleuropa gesorgt und ermöglicht, dass sich Deutsche und Franzosen in friedlichen Bezügen kennen lernen konnten.

Der 22. Januar 1963 gilt schließlich offiziell als Beginn der Aussöhnung zwischen Franzosen und Deutschen, da an diesem Tag Charles de Gaulle und Konrad Adenauer den Elysée-Vertrag unterschrieben haben. Die Unterzeichnung dieses Vertrages markiert auch den ersten Schritt der deutsch-französischen Freundschaft, infolgedessen das DFJW beziehungsweise l'OFAJ gegründet wurde. Die Gesten der Politiker sind sehr wichtig, denn sie ermutigen viele Menschen, das Gleiche zu tun. Das freundschaftliche Verhältnis von Charles de Gaulle und Konrad Adenauer hat viele Leute aus der Reserve gelockt und sicherlich das eine oder andere Mal dazu geführt, dass manche über ihren Schatten gesprungen sind und Freundschaften mit dem ehemaligen „Erbfeind“ schlossen.

Somit sehe ich hier eine Verzahnung von politischer und persönlicher oder individueller Ebene. Die individuellen Begegnungen können dann auch zu der Erkenntnis führen, dass es „den Franzosen“ beziehungsweise „die Französin“ oder „den Deutschen“ beziehungsweise „die Deutsche“ so nicht gibt und dass es hier wie dort unterschiedliche Charaktere gibt, die man als mehr oder weniger angenehm empfindet, genau wie bei den eigenen Landsleuten auch. Die Schülerinnen der 9. Klasse, die an den Austauschfahrten in die Bretagne teilnehmen, machen jeweils diese Erfahrungen. Kenntnisse der Sprache des anderen Landes sind dabei sehr hilfreich. Auch von daher ist es wichtig, dass es an deutschen Schulen Französischunterricht gibt und an französischen Schulen Deutschunterricht. Leider ist in den letzten Jahren die Zahl der Schülerinnen und Schüler in Frankreich wie in Deutschland gesunken, die die Sprache des Nachbarlandes erlernen. Es scheint mittlerweile auf beiden Seiten eine gewisse gleichgültige Haltung zu geben. Augenzeugen mit positiven wie negativen Erlebnissen gibt es immer weniger und das Wissen um die dramatische Geschichte der beiden Völker schwindet, so dass es hierzu auch

immer weniger persönliche Betroffenheit gibt. Meiner Meinung nach müssten die deutsch-französischen Beziehungen im Laufe der Geschichte im Unterricht noch mehr thematisiert werden, damit das notwendige Bewusstsein für einen verantwortungs- und respektvollen Umgang mit dem französischen Nachbarn in Zukunft gewährleistet werden kann.

In Bezug auf meine eigenen Erfahrungen als Schülerin in den siebziger und achtziger Jahren kann ich mich nicht an irgendwelche negativen Bilder Frankreichs und der Franzosen erinnern. Vielleicht liegt das auch daran, dass mein Heimatort Freckenhorst schon lange eine Partnerstadt in der Normandie hat. Als 16-Jährige bin ich mit dem Freckenhorster Kinderchor einmal nach Pavilly gefahren und wohnte dort mit einer Mitschülerin zusammen bei einem Ehepaar. Die Begegnungen, die sich vor Ort ergaben, verliefen alle sehr positiv. Was ich bedauerte, war, dass das Thema „Zweiter Weltkrieg“ im Geschichtsunterricht nicht vorgesehen war. Stattdessen stand in verschiedenen Schuljahren mindestens dreimal die Behandlung der durchaus wichtigen Französischen Revolution auf dem Programm. Die Besprechung dieses Kapitels der Geschichte trug bei mir sicherlich zu einer gewissen Wertschätzung Frankreichs bei. Nationalsozialismus war jedoch kein Thema. Erst durch den Französischunterricht in der Oberstufe erfuhr ich in Romanauszügen etwas über das gespannte Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen im Zweiten Weltkrieg. Weiteres erfuhr ich dann am Jahreswechsel 1983/84, mittlerweile in der 12. Klasse, als ich mit zwei Mitschülerinnen und einer kleinen Gruppe aus Neheim-Hüsten am Taizé-Treffen in Paris teilnahm. Ich hatte die Möglichkeit, mit einem Mitglied dieser Gruppe in einer französischen Familie untergebracht zu werden, und so nächtigte ich für kurze Zeit statt in einer Turnhalle in einem Wohngebäude im Quartier Latin. Alle Mitglieder der Familie waren sehr freundlich zu mir, von Ressentiments merkte ich nichts. Da die Teilnehmenden aus Neheim-Hüsten nicht nur wegen des Taizé-Treffens in Paris waren, sondern auch die Spuren Franz Stocks verfolgten, hatte ich die Möglichkeit, einiges über diesen besonderen Priester zu erfahren und ehemalige Weggefährten des gebürtigen Neheim-Hüsteners, der als ein Wegbereiter der deutsch-französischen Freundschaft gilt, kennenzulernen, unter anderen einen Abbé von Notre-Dame. Während des Taizé-Treffens war eine

außergewöhnliche Atmosphäre in Paris zu spüren, sehr spirituell und dynamisch, und alle Menschen, Einwohner von Paris und Teilnehmende aus aller Herren Länder, wirkten sehr offen. Als ich einige Jahre später in Frankreich studierte, hörte ich zum ersten und bisher glücklicherweise einzigen Mal, dass ein junger Franzose meine Freundin aus dem Studium, mit der ich nach Frankreich gekommen war, und mich mit dem Schimpfwort „Boches“ betitelte. Er war mit anderen jungen Franzosen unterwegs und in seiner Familie hatten wahrscheinlich einige Mitglieder schlechte Erfahrungen mit Deutschen gemacht und dieses weitergegeben.



Alles in allem halte ich die Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland für gelungen. Vielerorts haben sich richtige Freundschaften ergeben, und viele Kontakte auf Ebene der Städtepartnerschaften verlaufen sehr positiv. Auf höchster politischer Ebene begegnen sich die Verantwortlichen respektvoll, auch wenn sie nicht immer einer Meinung sind. Für einige Menschen jedoch ist eine Aussöhnung wahrscheinlich nicht möglich. Ich denke an diejenigen, die Augenzeugen oder Überlebende von grauenvollen Massakern wie in Oradour-sur-Glane sind.

Auch in der Partnerstadt Vechtas in der Bretagne, in Saint-Pol-de-Léon, hat es im Sommer 1944 von deutscher Seite zuerst eine Razzia gegen

Mitglieder der Résistance und dann ein Massaker an der Zivilbevölkerung gegeben, bei der auch der überaus beliebte Bürgermeister des Ortes ermordet wurde. Insgesamt 44 Franzosen wurden von den Deutschen im Sommer 1944 dort ermordet. Einige der damaligen Augenzeugen und Bürger der Stadt Saint-Pol-de-Léon waren im Stadtrat und haben Angebote aus Vechta zur Gründung einer Städtepartnerschaft abgelehnt. Seit 1984 gibt es zwischen den katholischen Schulen des französischen Ortes und den katholischen Schulen der Stadt Vechta einen Schüleraustausch, aber erst 2007, also 23 Jahre später, wurde der Vertrag über die Städtepartnerschaft zwischen den beiden Orten schließlich unterzeichnet. An dieser Tatsache zeigt sich, dass Aussöhnung ein Prozess ist, der individuell ganz unterschiedlich verlaufen kann, wenn er überhaupt geschieht, und der sich unter ganz verschiedenen Voraussetzungen realisiert. Von daher ist die Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland bis heute sicherlich nicht abgeschlossen.

PAX CHRISTI-Mitglied Eva-Maria Altena, gebürtige Freckenhorsterin ist Lehrerin in Vechta



Theo Mechtenberg

„Wir strecken unsere Hände zu Ihnen hin...“



Der Weg zur deutsch-polnischen Versöhnung war lang. Verwundern sollte das nicht angesichts der Schrecken und Gräuel des Zweiten Weltkriegs. Zu tief waren die Verletzungen. In Polen gab es kaum eine Familie, die nicht ihre Opfer zu beklagen hatte. Ich selbst habe dies auf erschütternde Weise erfahren müssen: 1967 war ich in Posen Gast des dortigen Chefredakteurs der katholischen Kirchenzeitung. Er nahm mich mit zu einem Abendgottesdienst in der Kathedrale. Wie sich herausstellte, galt er dem jährlichen

Gedenken an die ermordeten Priester der Diözese. Jeder einzelne Name wurde verlesen, und ich empfand diese gute halbe Stunde als eine endlose Zeit. Mich ergriffen Trauer und Scham.

Und in Deutschland? Der Krieg war verloren, das Land geteilt, die Städte eine Ruinenlandschaft. Dazu die Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen aus den nun von Polen bewohnten Ostgebieten. Und die hielten, von der jeweiligen Regierung unterstützt, an ihrem „Recht auf Heimat“ fest. Zu einer Versöhnung mit Polen fehlten sowohl die Voraussetzungen als auch die Bereitschaft.

Doch nach zwei Jahrzehnten gelang der Durchbruch. Deutsche und polnische Bischöfe trafen sich in Rom zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Es kam zu Begegnungen und Gesprächen. Ein glücklicher Zufall wollte es, dass 1966, unmittelbar nach Ende des Konzils, die Tausendjahrfeier der „Taufe Polens“ bevorstand. Die wollten Polens Bischöfe gemeinsam mit dem Weltepiskopat begehen. Da konnte man schlecht die deutschen Oberhirten als unmittelbare Nachbarn aussparen. Doch ein normales Einladungsschreiben, wie es an die Bischofskonferenzen der Weltkirche versandt wurde, reichte da nicht. Versöhnung war angesagt. So kam es zu dem denkwürdigen Brief der polnischen Bischöfe vom November 1965. Er enthielt den viel zitierten Satz: „Wir strecken unsere Hände zu Ihnen hin in den Bänken des zu Ende gehenden Konzils, gewähren Vergebung und bitten um Vergebung.“



Die deutschen Bischöfe ergriffen selbstverständlich in ihrem Antwortbrief die ausgestreckten Hände, bekannten sich zur deutschen Kriegsschuld, versäumten es aber, anders als die Ostdenkschrift der evangelischen Kirche einen Monat zuvor, einen möglichen Verzicht auf die Ostgebiete zu signalisieren. Stattdessen betonten sie, wengleich ohne revanchistische Absicht, das Heimatrecht der Vertriebenen. Dadurch ersparten sie sich im Unterschied zur evangelischen Kirche Auseinandersetzungen

mit den starken Vertriebenenverbänden. Doch es hätte ihnen klar sein müssen, dass es ohne Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze mit Polen keine wahre Versöhnung geben konnte. Aus dieser Erkenntnis ergriffen Walter Dirks und Eugen Kogon die Initiative: Mit Freunden aus „Pax Christi“ gründeten sie den „Bensberger Kreis“, der 1968 mit seinem Polenmemorandum eine zur Grenzfrage klare Position bezog.

Mit all dem wurde im öffentlichen Raum eine längst fällige Diskussion angestoßen. In ihrem Verlauf kam es zu der von der von der sozial-liberalen Bundesregierung vertretenen „neuen Ostpolitik“, die 1970 den Abschluss des Warschauer Vertrages ermöglichte, mit dem sie sich – wenn auch unter dem Vorbehalt eines künftigen Friedensvertrages – mit der bereits 1950 von der DDR anerkannte Oder-Neiße-Grenze einverstanden erklärte.

Der „Warschauer Vertrag“ ist heute weitgehend vergessen, nicht aber der spontane Kniefall von Bundeskanzler Willy Brandt vor dem Warschauer Gethotodenkmal – eine symbolische Geste, die sich tief in das Bewusstsein der Polen eingepägt hat und als unantastbare moralische Grundlage deutsch-polnischer Beziehungen gilt.

Polens Bischöfe hatten mit ihrem Versöhnungsbrief viel riskiert. Damals war in der polnischen Gesellschaft eine Bereitschaft zur Versöhnung mit den Deutschen noch kaum vorhanden. Die kommunistische Partei- und Staatsführung nutzte die Situation zu einem erbitterten Kirchenkampf. Der zwang Primas Stefan Wyszyński dazu, auf den großen Wallfahrten im Jahr des Millenniums die Versöhnung mit den Deutschen als Beweis kirchlicher Loyalität einzufordern. Und er hatte damit Erfolg.

Versöhnungsinitiativen der kirchlichen Basis

Nicht nur der Briefwechsel der Bischöfe, auch kirchliche Basisinitiativen haben ihren Anteil an der deutsch-polnischen Versöhnung. Als ein besonderes Zentrum intensiver Polenkontakte erwies sich Magdeburg. Bereits 1958 hatte Lothar Kreyszig als Präses der evangelischen Synode der Kirchenprovinz Sachsen mit seinem Aufruf zur Gründung der „Aktion Sühnezeichen“ den Weg zur Versöhnung gewiesen. Kleine

Gruppen sollten durch ihre Arbeit in ehemaligen Konzentrationslagern ein Zeichen der Sühne setzen. In dem katholischen Laien Günter Särchen fand er einen Weggefährten, der zur Verwirklichung dieser Idee in Polen die Türen öffnete. Noch vor dem Briefwechsel der Bischöfe fuhr 1964 eine ökumenische Gruppe nach Auschwitz – ohne Gruppen-



visum und einem staatlichen Verbot zum Trotz. Die Aktion blieb nicht ohne Echo. Die polnische Journalistin Anna Morawska schrieb damals in der Krakauer katholischen Wochenzeitung „Tygodnik Powszechny“ vom „guten Schock“, weil er die Möglichkeit bot, „mit der uralten menschlichen Geste der Bitte um Vergebung der Schuld“ das Band menschlicher Beziehungen zwischen unseren Völkern neu zu knüpfen.

Diese Sühnefahrten gerieten allerdings in einen doppelten Konflikt: Sie wurden 1967 unter Strafandrohung durch das

DDR-Staatssekretariat für Kirchenfragen verboten, und die Berliner Ordinarienkonferenz hatte aus Sorge, in kirchenpolitische Schwierigkeiten zu geraten, bereits auf ihrer Sitzung vom 30./31. März 1965 die Teilnahme katholischer Jugendlicher an derlei Einsätzen in Polen untersagt. Ungeachtet dessen führte ich in meiner Eigenschaft als Magdeburger Studentenpfarrer diese Aktionen fort. Aus diesen Initiativen entstanden sehr enge Kontakte zur sogenannten „Znak-Gruppe“ katholischer Intellektueller in Breslau, Krakau und Warschau, die für den Versöhnungsprozess von großer Bedeutung waren.

Unter den Polenaktivitäten katholischer Laien aus der Bundesrepublik ist vor allem die deutsche Sektion von „Pax Christi“ hervorzuheben. Eine

Delegation unternahm im Mai 1964 zeitgleich zum Auschwitz-Prozess eine Sühnewallfahrt nach Auschwitz und knüpfte zur „Znakgruppe“ Kontakte, die sich bald festigten und durch zahlreiche Begegnungen und gemeinsame Seminare einen lebhaften Austausch über Fragen der deutsch-polnischen Beziehungen ermöglichten. Der zufällige Kontakt zu einem Ehepaar, das die Konzentrationslager überlebt hatte, nahm die Delegation zum Anlass, einen Solidaritätsfonds zu bilden, aus dem 1973 das „Maximilian-Kolbe-Werk“ hervorging, das bis heute durch persönliche Betreuung und materielle Unterstützung bemüht ist, die physischen und psychischen Leiden ehemaliger KZ-Häftlinge zu lindern.

Zur Reihe dieser frühen Poleninitiativen zählt auch das Zentralkomitee deutscher Katholiken (ZdK). Auf seine Einladung hin nahm seit 1966 immer auch eine Gruppe von Polen an den Katholikentagen teil. Seit 1973 führten hochrangige Delegationen des ZdK sowohl mit der „Znakgruppe“ als auch mit der Polnischen Bischofskonferenz Gespräche. Aufgrund dieser langjährigen Kontakte konnte im August 1989 eine gemeinsame Erklärung polnischer und deutscher Katholiken zum 50. Jahrestag des Überfalls auf Polen veröffentlicht werden, in der von polnischer Seite die Vertreibung der Deutschen als Unrecht verurteilt und von deutscher Seite die Unverletzlichkeit der Grenze an Oder und Neiße ausgesprochen wurde.

Zwischenkirchlicher Dialog auf Bischofsebene

Der polnische Bischofsbrief enthält eine Einladung zu einem „Dialog auf bischöflicher Hirtenebene“, der allerdings erst viele Jahre später aufgenommen werden konnte. Die kommunistische Regierung Polens verweigerte die für das Zustandekommen der Gespräche erforderlichen Visa solange der Vatikan an der Fiktion ostdeutscher Diözesen festhielt und in den polnischen Ost- und Nordgebieten lediglich Apostolische Administratoren ernannte, die im Übrigen von der Regierung an ihrer Amtsausübung gehindert wurden. Erst 1972, nach Ratifizierung des Warschauer Vertrages, ernannte Rom für die Oder-Neiße-Gebiete ordentliche Bischöfe. Und die polnische Regierung hob die Aus- und Einreisesperre für Bischöfe auf, so dass der lange gewünschte interkirchliche Dialog aufgenommen werden konnte. 1973 fand ein erstes Treffen in Warschau

zwischen Kardinal Julius Döpfner und dem polnischen Primas statt. Die Gespräche dienten der Intensivierung zwischenkirchlicher Beziehungen. Diese erhielten im September 1978 durch den Besuch einer hochrangigen Delegation des polnischen Episkopats in Fulda und Köln einen ersten Höhepunkt. Zwei Jahre später kam es dann im Paulanerkloster Jasna Góra zu einer gemeinsamen Sitzung beider Bischofskonferenzen. Es waren gelungene Begegnungen, die den beiderseitigen Willen verstärkten, „diesen Weg unbeirrbar fortzusetzen“, wie Kardinal Joseph Höffner zum Abschluss des Besuchs erklärte.



Um ihre Solidarität mit der unter dem Kriegsrecht leidenden polnischen Nation zu bezeugen, hielt sich im Juni 1982 eine von Kardinal Höffner geleitete Delegation in Polen auf. Gemeinsam mit den polnischen Bischöfen richtete sie in Auschwitz an Papst Johannes Paul II. die Bitte, den 1971 selig gesprochenen Märtyrer Maximilian Kolbe heilig zu sprechen.

Die gewachsene Gemeinsamkeit erlaubte es, die – wie es in dem „Gemeinsamen Wort“ beider Episkopate 50 Jahre nach ihrem denkwürdigen Briefwechsel heißt – „die ernstesten und immer noch nicht völlig bewältigten

Probleme unserer gemeinsamen Geschichte und Zukunft“ aufzugreifen. Mitunter bedurfte es mehrerer Anläufe, um sich – wie im Falle der Anerkennung der Vertreibung der Deutschen als „Unrecht“ – zu einigen. In anderen Fällen besteht bis heute ein Dissens. So widersetzt sich die deutsche Seite der vom polnischen Episkopat gewünschten Seligsprechung von Kardinal August Hlond, der im August 1945 die deutschen Ordinarien in den Ostgebieten unter Berufung auf seine päpstlichen Vollmachten zur Resignation genötigt hatte. Und die von den Danziger Katholiken angestrebte Rehabilitierung des nach dem Krieg zu einer mehrjährigen Haftstrafe verurteilten Bischofs Carl Maria Splett stößt weiterhin auf polnische Ablehnung. Doch der Akzent gemeinsamer Bemühungen liegt weniger auf der Bewältigung von Problemen der Vergangenheit, sondern mehr auf Zukunftsfragen. Zumal in Hinblick auf die Gestaltung Europas arbeiten beide Episkopate eng zusammen.

Hilfe in der Not

Ein Gradmesser der Versöhnung ist die Hilfe, die einem Notleidenden gewährt wird. Diese Maxime gilt auch für die Beziehung zwischen Völkern. So muss die Solidarität, die Polen in den Jahren des Kriegsrechts erfahren hat, als ein ganz entscheidender Beitrag zur deutsch-polnischen Versöhnung gewertet werden. Auch der langjährige polnische Schwerpunkt des 1993 auf Anregung des ZdK von den Bischöfen gegründeten Hilfswerks „Renovabis“ ist als Frucht und Zeichen der Versöhnung anzusehen. Erwähnenswert ist auch die bedeutende Unterstützung, die Polen während der Hochwasserkatastrophe im Juli 1997 von deutscher Seite gewährt wurde. Allein die aus der Dortmunder Gruppe des „Bensberger Kreises“ hervorgegangene Partnerschaft Dortmunder und Breslauer Gemeinden im Rahmen der „St. Hedwig-Stiftung“ stellte 225 000 DM zur Verfügung und übertraf damit die von der EU bereit gestellten Gelder.

Versöhnung als Fundament politischer Beziehungen

In der Präambel des 1991 abgeschlossenen Vertrages über „gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit“ ist ausdrücklich vom Wunsch unserer „beiden Völker nach Verständigung und Versöhnung“ die Rede. Dieser Vermerk ist in dem Sinne zu verstehen, dass angesichts

der belasteten Vergangenheit die Versöhnung eine bleibende moralische Grundlage deutsch-polnischer Beziehungen sein muss. Dies hatte bereits Willy Brandt mit seinem Kniefall vor dem Warschauer Ghettoedenkmal zum Ausdruck gebracht. Die gleiche Bedeutung kommt dem Austausch des Friedensgrußes zwischen Bundeskanzler Helmut Kohl und Premier Tadeusz Mazowiecki während der Kreisauer Versöhnungsmesse im November 1989 zu.



Dass der Vertrag nunmehr über 20 Jahre Bestand hat, kann als Beweis dafür gelten, dass er seine Bewährungsprobe bestanden hat. Aber es gab Anfang des neuen Jahrtausend eine Phase, in der die Versöhnung als Grundlage unserer beiderseitigen Beziehungen gefährdet schien: Der Versuch von Erika Steinbach und dem Bund der Vertriebenen, in Berlin ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ zu errichten, die in der Bundesrepublik aufflammende Diskussion um die deutschen Opfer des Zweiten Weltkriegs, die von einer „Preußischen Treuhand“ erhobenen Ansprüche auf Rückgabe oder Entschädigung des von den Vertriebenen in den Oder-Neiße-Gebieten zurück gelassenen Eigentums sowie die zwischen Bundeskanzler Schröder und Präsident Putin ohne Konsultationen mit Polen vereinbarte Ostsee-pipeline sorgten in unserem Nachbarland für Irritationen und heizten eine deutschfeindliche Stimmung an. Von

ihr profitierte die rechts-konservative Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS), die 2005 nach gewonnener Wahl die Regierungsverantwortung übernahm. Ihr Vorsitzender Jarosław Kaczyński charakterisierte damals die Deutschlandpolitik seiner Vorgängerregierungen – und dies in einem ausgesprochen negativen Sinn – als „Versöhnungspolitik“ und rührte damit an das Fundament des Nachbarschafts- und Freundschaftsvertrages.

Die Medien beiderseits der Oder trugen das Ihre zu einer deutsch-polnischen Eiszeit bei. Die deutsche Regierung war dagegen in dieser Phase bemüht, kein Öl ins Feuer zu gießen. Sie hoffte auf bessere Zeiten, die denn auch nach den vorgezogenen Wahlen vom Oktober 2007 mit dem Sieg der liberal-konservativen „Bürgerplattform“ (PO) und dem Regierungsantritt von Donald Tusk anbrach. Jene Phase neuerlicher Belastungen unsere beiderseitigen Beziehungen währte zwar nur Kurz, sollte aber eine Mahnung sein, die gewonnene Versöhnung nicht leichtfertig politisch aufs Spiel zu setzen.

Dr. Theo Mechtenberg war Studentenfarrer in Halle, zog dann verheiratet nach Polen und war lange Leiter des „Gesamteuropäischen Studienwerkes“ in Vlotho

Peter Kopmeier

Buchvorstellung

Theo Mechtenberg: Polens katholische Kirche zwischen Tradition und Moderne

Vielen politisch interessierten Reisegruppen, Schulklassen und Studierenden, kirchlichen Gruppierungen u.a. mehr hat er bis 1993 als Dozent im „Gesamt-europäischen Studienwerk e.V. Vlotho“ wertvolle Starhilfen gegeben, wenn sie ehemals den „nahen – fernen Nachbarn Polen“



be- und aufsuchen wollten: Dr. Theo Mechtenberg, Jg. 1928 - .

Der vielfach ausgewiesene Polenexperte und Übersetzer, studierte Theologie und Germanistik, ist in Instituts- und publizistischen Gremien

weiterhin tätig. Unter dem o. g. Titel hat er – Frucht lebenslanger eigener Versöhnungsarbeit - eine sehr beachtenswerte Studie von mehr als 250 Seiten Ende 2011 im Neisse – Verlag (Dresden) vorgelegt.

Theo Mechtenbergs früher (in Staat und Kirche oft unerwünschter) Brückenbau als damaliger Magdeburger Studentenseelsorger – also von der DDR aus ins „sozialistische Bruderland“ - haben vermutlich sein tiefes Wissen und sein waches Interesse an kritisch-einfühlsamer Analyse der gesellschaftlichen und kirchlichen Situation Polens grundgelegt. Ebenso seine spätere Mitarbeit in Krakau bei der von der polnischen „Katholischen Intelligenz“ / ZNAK-Gruppe getragenen Wochenschrift

Tygodnik Powszechny. Aus dieser bedeutsamen Zeitschrift wird neben anderen (vornehmlich soziologischen) Quellen in Mechtenbergs Studien vielfach referiert, zitiert und kommentiert.

Frage: Wie viele politisch Interessierte im vereinten Deutschland haben wohl er-messen können, was der offizielle EU-Beitritt der jungen Polnischen Republik 2004 für viele geschichtsbewusste Polen emotional bedeutet hat? (Auch wenn dieser Beitritt im Lande nicht unumstritten war ...) -

Eine Verständnishilfe könnten Mechtenbergs Ausführungen über „Gnesen – Polens national-religiöser Ursprung“ (vgl. S. 15 ff) geben und seine differenzierten Darstellungen über die Haltung des polnischen Episkopats (u. des „polnischen“ Papstes) zum EU-Beitritt (vgl. S. 77 ff und S. 135 – 142).

Wer dies nachliest, wird umso besser verstehen können, warum am besagten 1. Mai 2004 im deutschen Kleve, nahe dem Geburtsort Kaiser Ottos III. (980 – 1002), vom Gnesener Erzbischof H. Muszynski (und Pax-Christi-Pfarrer Friedrich Leinung) mit Polen und Deutschen ein festlicher Dankgottesdienst gefeiert wurde. Der Beitritt des (Rom-verbundenen) Slawenvolkes zur Europäischen Union wurde in Polen verstanden als Schritt zur Beendigung einer in langen Jahrhunderten gewachsenen Entfremdung zwischen „Ost und West“, war eine religiös-kulturelle Rück-Besinnung auf Ideen Otto III.

Mechtenberg stellt die besondere nationale Bedeutung der Kirche Polens in deren wechselvoller Geschichte seit 966 kritisch dar, eine eigenartige „Symbiose von Kirche und Nation“. Dabei können Ausführungen über



„Reformation, Aufklärung und Romantik“ in Polen (S. 47 ff) auch überraschende Einsichten liefern.

Die Studie ist weniger historisch, als systematisch angelegt.

Breiten Raum nimmt ein die soziologische und theologische Erörterung des aktuellen „schwierigen Prozesses kirchlicher Selbstfindung in der Demokratie“ (S. 105 - 122) samt „Kreuzstreit“ (vgl. S. 91 ff, S. 247)



und der „national-katholischen Ideologie“ des berüchtigten Senders Radio Maryja (S. 118) sowie einiger seelsorglicher Probleme angesichts der Säkularisierung (S. 145 - 155). Der Verf. möchte Verständnishilfen anbieten - so schreibt er selbst (S. 245) – für jene deutschen Interessierten, die die kath. Kirche Polens, „ihre Erscheinungsformen als fremd, wenn nicht gar als `exotisch` empfinden.“ -



Kurz seien einige weitere inhaltliche Schwerpunktsetzungen angesprochen; diese alle sind und waren uns Lüdinghausern wichtig in der Reflexion unserer städtepartnerschaftlichen Kontakte (seit 1985)

und im Blick auf unsere Begegnungswochen mit polnischen Überlebenden des NS-Terrors, mit als Slawen und als Juden verfolgten Menschen:

Mechtenberg beschreibt ausführlich die oppositionelle Rolle der Kirche im Kampf gegen den Kommunismus (samt Verstrickung sogar hoher Kirchenverantwortlicher in „Stasi“-Geschäfte). Aber ebenso wird die Rolle der Kirche schon zur Zeit der polnischen Teilungen und eben während der Nazi-Okkupation verdeutlicht.

Die historische „Last des Antisemitismus“ in Polen, die jüdisch-christlichen Konflikte um den Gedenkort Auschwitz wie Versuche einer

theologischen Neuorientierung im Sinne von „Nostra Aetate“ und auch Hilfen der polnischen Kirche zur Sicherung des jüdisch-kulturellen Erbes werden differenziert dargestellt.



Das Schlusskapitel (S. 183 ff) handelt vom „langen Weg der Versöhnung“ nach dem II. Weltkrieg, bes. vom „Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe“ anlässlich des II. Vaticanums, seinem Kontext und seiner Wirkungsgeschichte. (Die staatlichen wie auch kirchenamtlichen Reaktionen auch seitens

der damaligen DDR stärker in den Blick zu nehmen, ist ein besonderes Anliegen Mechtenbergs.) Zu diesem Kapitel „Versöhnung“ werden sowohl (noch) offene Probleme genannt wie auch gelungene deutsche Beiträge einer wechselseitigen Annäherung beleuchtet, etwa von Aktion Sühnezeichen / DDR, durch die EKD und den Benzberger Freundeskreises von Pax Christi oder das Maximilian-Kolbe-Werk und Renovabis, auch die Zusammenarbeit zwischen den Theologie-Studierenden an der WWU Münster und denen der schlesischen Diözese Opole / Oppeln ...

Th. Mechtenberg, an den frühen Kontakten aus der DDR nach Polen selbst aktiv beteiligt, hat übrigens seine vielfältigen Erfahrungen (in den 80er Jahren) auch in die Ost-West-Kommission unserer Pax-Christi-Sektion eingebracht. Dankbar ist unsere Lüdinghauser Gruppe ihm und seiner Frau Anna dafür, dass beide die im ersten und letzten Kapitel des Buches beleuchteten Zusammenhänge anlässlich unserer Gedenkfeiern zum 70. Tag des Martyriums von Pater M. Kolbe (2011) vor unsern polnischen Gästen wie uns Deutschen zur Sprache und dessen Vermächtnis als Versöhnungsauftrag in Erinnerung gebracht haben.

Peter Kopmeier ist Mitglied der PAX CHRISTI-Gruppe Lüdinghausen



Heinz-Georg Surmund

„Und eine Zeit, in die Niederlande zu gehen...“



Unter dieses Motto habe ich 1989 meine Übersiedlung ins westliche Nachbarland gestellt. Im Herbst 2013 werde ich es nach 24 Jahren wieder verlassen. Ich freue mich über die Möglichkeit, hier etwas von diesem Ausflug zu erzählen; er ist etwas länger geraten und in vielfacher Hinsicht anders verlaufen, als ich und andere erwartet hatten. Obwohl meine anfängliche Begeisterung für Niederländisches mittlerweile verflogen ist, verlasse ich das Land sicher nicht, weil ich genug davon habe. Nein, es wird mir fehlen, ich werde viel vermissen. Glücklicherweise

liegt Münster nahe an der Grenze, und das „Haus der Niederlande“ hinter der Lambertikirche kann ich demnächst zu Fuß erreichen.

*„Und allem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.“ (Hermann Hesse)*

Schon in den 1960er Jahren, sicher aber in meiner Zeit als Studentenpfarrer in Münster (1977-1989) fand ich – wie viele damals – die Niederlande anziehend. Es gab an der anderen Seite der Grenze anregende Aufbrüche: Politisch-gesellschaftlich (stellvertretend nenne ich hier nur das Stichwort

„Friedensbewegung“), aber auch theologisch und kirchlich. Katholischerseits brach sich beim Pastoralkonzil in Noordwijkerhout (1966-1970) eine Lebendigkeit Bahn, die Freund und Feind überraschte. Laien, Priester und Bischöfe fanden sich in Reformvorschlägen, die begeisterte Vorfreude, aber auch Entrüstung und Ablehnung hervorriefen. Der Vatikan reagierte recht bald mit durchgreifenden Gegenmaßnahmen. Kurz bevor Papst Johannes Paul II. im Jahr 1985 die Niederlande besuchte, schlossen sich in dem landesweiten Forum der „Acht-Mei-Bewegung“ alle progressiven Initiativen zusammen, stützten und verstärkten sich gegenseitig in einem lockeren, aber entschiedenen Verbund von „Partizipanten“. „Het andere gezicht van de kerk, Das andere Gesicht der Kirche“ – von dieser Sehnsucht ließen sich Zehntausende anstecken; so entstand in diesen Jahren eine einzigartige, vielfältig-farbenfrohe Dynamik, getragen von großen und kleinen Gruppen: Ordensgemeinschaften, Aktions- und Gesprächskreisen, Basisgemeinden und -gemeinschaften.

„Wenn ich das doch an Ort und Stelle miterleben und mit vollziehen könnte!“ – dieser Wunsch blieb zu meiner eigenen Überraschung nicht nur ein Traum. Obwohl niemand mich hingeschickt hatte und mir dort zunächst keine neue Aufgabe angeboten wurde – ich ging nach Utrecht. Viele, denen ich in Münster von meinem Vorhaben erzählte, ermutigten mich. Ein viel versprechendes neues Zuhause fand ich in der dortigen Dominikanischen Kommunität St. Andreas, Brigittenstraat 15; ab Herbst 1989 gehörte ich in unserm Giordano-Bruno-Haus zur Kerngruppe, fünf Frauen und fünf Männer, Laien und Ordensleute. Wir versuchten, ursprüngliche Ideale des Zusammenlebens in geistlicher Gemeinschaft wieder zu entdecken und neu zu interpretieren, in der Welt von heute und für sie. In unserm Miteinander und indem wir unser Haus gastfreundlich Einzelnen und Gruppen anboten, wollten wir einüben und verwirklichen, wofür wir uns mit vielen Verbündeten in Gesellschaft und Kirche einsetzten; im gemeinsamen Leben sollte sich zeigen, dass Friede die Frucht der Gerechtigkeit ist (Jesaja 32,7); das wollten wir erfahren und uns daran freuen. Als ich 1995 nach Arnhem umzog, blieb ich weiterhin Mitglied der Kommunität – bis zu ihrer Aufhebung am 10. Februar 2007.

Die „Acht-Mei-Bewegung“ hatte sich schon im November 2003 aufgelöst. Sie hatte sich in der katholischen Kirche aus vielen Gründen nicht

durchsetzen können. Aber schließlich war ähnlich wie im Giordano-Bruno-Haus auch dies unübersehbar: Der Funke sprang nicht über; in der nächsten Generation gab es so gut wie keine Erben, die unser Engagement aufgreifen und fortführen wollten.

Seit 1990 war ich als Pfarrer in der Gemeindegearbeit tätig, die ebenfalls zunehmend von Überalterung, Schwächung, Rückgang bestimmt war. In den Pastoralteams von Utrecht und Arnhem erlebte ich, dass die noch bestehenden kirchlichen Strukturen zwar nicht gleich verschwanden, sich aber in groß angelegten Fusionschritten viel schneller und raumgreifender verflüchtigen, als wir uns das je hatten vorstellen können.

Trotzdem, auch wenn so viele Erwartungen sich nicht erfüllt haben, erscheinen mir meine Jahre in den Niederlanden als eine gute, eine reiche Zeit. Oft habe ich mich in diesem schönen Land wohlfühlt. Begegnungen beschenkten mich, in Lebenszusammenhänge vor Ort wurde ich aufgenommen und einbezogen, habe dort meinen Platz gefunden, gehörte und gehöre zu einem Netz vielfältiger Verbundenheit. Es wurde im Sprechen und Singen geknüpft, beim Zuhören und beim „Platznehmen im Loslassen“ während der Meditation.



Wie sehr die jeweilige Weltsicht vom eigenen Standort bestimmt ist, wurde mir gleich am Anfang deutlich, als ich im Herbst 1989 den Fall der Berliner Mauer und die davon ausgelösten Entwicklungen mit den anderen Mitgliedern der Kommunität in niederländischer Berichterstattung und Kommentierung vermittelt bekam. Die meisten Niederländer in meiner Umgebung reagierten mit Zurückhaltung und einem eher skeptischen Interesse. Schon vor und auch wieder nach den traumatischen Erfahrungen während der

deutschen Besatzung (1940-1945) hatte es Irritationen unterschiedlichster Art gegeben, die Niederländer zu Unbehagen und Vorbehalten gegenüber dem großen Nachbarn im Osten veranlassten. Dessen Gewicht nahm durch die Wiedervereinigung noch erheblich zu. Die Dominanz der deutschen Politik in Europa, die auch vor der Wende schon als befremdlich erfahren worden war, bleibt bis heute für viele Niederländer ein Problem.

“Zeg het in het Nederlands!”

Meinen deutschen Akzent habe ich nicht ausmerzen können, und meine Sprachkompetenz ist im Deutschen immer noch größer. Nun habe ich aber seit 24 Jahren hauptsächlich niederländisch gesprochen und auch meine meisten Texte in dieser Sprache geschrieben; dadurch ist meine zweite

Sprache mittlerweile doch zur ersten, zur nächstliegenden geworden. Eine Folge davon ist: Meine Muttersprache gebrauche ich nicht mehr mit der früheren selbstverständlichen Geläufigkeit. Im Niederländischen stoße ich aber auch noch oft an meine Grenzen, besonders in der spontanen



wörtlichen Rede und in lebhaften Gruppengesprächen – umso mehr, wenn Müdigkeit mir zu schaffen macht.

Gleich zu Anfang in Utrecht erfuhr ich überrascht und erleichtert, dass ein Gemeindemitglied, ein ehemaliger Stahlarbeiter, solche Defizite sogar als erfreulich empfand. Bisher, sagte er, waren die Pfarrer ihm beim Reden immer weit überlegen; oft fühlte er sich abgehängt, dass hatte ihn manches Mal geärgert; bei mir war das glücklicherweise ganz anders.

Zu überraschenden Entdeckungen kam und kommt es, wenn ich die seit Kindertagen vertrauten Texte der Bibel niederländisch höre oder lese. Wenn ich zu einer Bibelstelle etwas sage und dies, vom niederländischen Text ausgehend, in dieser Sprache tue, kommt ein anderer Gedankengang zustande, als wenn derselbe Text in deutscher Fassung

mein Ausgangspunkt ist. Ich war mir vorher nicht bewusst, dass die jeweilige Sprache in der Auslegung eine so große Rolle spielt, so viel zu sagen hat. Auch hier bewahrheitet sich die Einsicht im Talmud, die der vor hundert Jahren geborene Spiritual Johannes Bours (1913-1988) seinem geistlichen Lesebuch als Titel mitgegeben hat: „Der Mensch wird des Weges geführt, den er wählt“.

Schatten – nicht nur der Vergangenheit

In der Münsterschen Studentengemeinde haben wir uns oft und intensiv mit dem Nationalsozialismus und seinen Folgen befasst. In Utrecht, Arnhem und anderswo habe ich in vielen Gesprächen wahrgenommen, wie die fünf Jahre unter der deutschen Gewaltherrschaft erlebt, erlitten wurden und nachwirkten. Wenn ich in Gesprächen die Folgen wahrnahm, musste ich mich oft fragen: Dauert er so lange, der Krieg, immer noch? Meist war ich der erste Deutsche, dem die Betroffenen davon erzählten, in ihrer eigenen Sprache. Wenn wir uns gut kennen gelernt hatten und ein vertrauterer Umgang miteinander möglich war, konnten Niederländer mir gelegentlich sogar sagen, dass und in welcher Hinsicht Probleme mit Deutschen auch im Verhältnis zu mir eine Rolle spielten oder gespielt hatten.

Den Juden bin ich ein Jude geworden, konnte Paulus von sich sagen, den Griechen ein Grieche, den Schwachen ein Schwacher, allen bin ich alles geworden (vgl. 1 Kor 9,20-22). So weit habe ich es nicht gebracht. Bis 1995 hat mich die Frage noch beschäftigt, ob ich den Niederländern ein Niederländer werden und mich von meiner deutschen Staatsangehörigkeit verabschieden sollte. Diese Möglichkeit sprach mich aber im Laufe der Zeit immer weniger an – nicht nur deshalb, weil das gesellschaftliche, politische und kirchliche Klima im Land sich während den vergangenen zwanzig Jahre in einer Weise änderte, die mir weniger zusagte. Wichtiger war eine andere Wahrnehmung. Ich habe in Utrecht und Arnhem deutlicher gespürt – je älter ich wurde, desto mehr –, wo ich herkomme, wie mich das geprägt hat. Diesen Faden möchte ich jetzt, am Beginn meines achten Lebensjahrzehnts, wieder aufgreifen; und glücklicherweise können sich ja bei der Rückkehr ins Westfälische noch neue Chancen ergeben, meinen Bezug zum Königreich im Westen weiterzuentwickeln.

De Nederlandse kerkprovincie“

Die Ausstattung der niederländischen Kirche bleibt weit hinter dem deutschen Standard zurück. Kirchliche Einrichtungen und ihre Stellenpläne, Gebäude und ihr Zustand sind mit deutschen Verhältnissen nicht annähernd zu vergleichen; die viel geringeren finanziellen Mittel zwingen zu immer neuen Sparanpassungen. Dafür tragen, anders als in Deutschland, die Gremien an der Basis in den Pfarrgemeinden die Hauptverantwortung.



Die Niederlande sind viel weitergehend entkirchlicht, als das in großen Teilen der Bundesrepublik der Fall ist. Vor 25 Jahren hatte ich gedacht, dass ich in Utrecht und Arnheim erfahren würde, wie in einem säkularisierten Umfeld neue Gestalten kirchlichen Lebens kreativ entworfen und unternehmungslustig aufgebaut werden könnten. Damals gab es dazu sicher Ansätze; schade, dass viele Chancen sich nicht entfalten konnten. Mittlerweile stellen sich aber auch andere Aufgaben. Gerade im letzten Jahrzehnt sind religiöse Verhaltensweisen und Erwartungen aufgetaucht,

es haben sich Frömmigkeitstypen ausgeprägt, die keine Affinität mehr haben mit den Leitideen, die in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts aufkamen und viele faszinierten. Dieser veränderte Kontext zeigt sich mir in Gesprächen mit Brautpaaren und mit den Eltern, die ihre Kinder taufen lassen, aber auch in der am besten besuchten sonntäglichen Eucharistiefeyer in unserer Sint Eusebiusparochie. Sie findet in der



populärsten katholischen Kirche Arnheims statt – groß, neugotisch, dem hl. Martinus geweiht. Diese Sonntagsfeier nenne ich gern unsern buntesten Gottesdienst; denn bei keiner anderen gemeindlichen Zusammenkunft kommen so viele verschiedene Haut-

farben zusammen. Beim Kommunionausteilen treten oft zehn, fünfzehn Personen hintereinander nach vorn, die nicht von europäischen Eltern abstammen. Bei den Akteuren im Chorraum ergibt sich immer wieder das folgende Bild: der Zelebrant ist europäisch, aber nicht unbedingt Niederländer. Die Messdiener, junge Männer Anfang zwanzig, haben indische, chinesische, polnische und russische Vorfahren. Diese weltkirchliche Vielfalt kommt u.a. dadurch zustande, dass in der Feier auch die lateinische Sprache ihre Rolle spielt, vor allem in Gesängen, und dass die Liturgie klassisch, rituell-feierlich, gestaltet ist; auch der Weihrauch fehlt nicht.

Als ich vor zehn Jahr zum ersten Mal in diesem Rahmen amtieren sollte, fühlte ich mich zuerst etwas unwohl; das änderte sich aber bald. Der Hauptgrund war: Ich lernte Menschen kennen und schätzen, deren Lebenswege ganz anders verlaufen sind, als das bei mir der Fall war. Aber trotz der biographisch bedingten Unterschiedlichkeit unserer

Lebenssicht und unserer Glaubensprofile fanden und finden wir doch, angenehm überrascht, in der Feier der Liturgie einen Raum, in dem wir eine gewisse Gemeinsamkeit erleben und sogar füreinander ermöglichen und gestalten. Das ist noch nicht viel; wenn es dabei bliebe, wäre das zu wenig. Aber die Chance, es dabei nicht zu belassen, ist ja gegeben, ansatzweise nutzen wir sie schon. Die Erfahrung, miteinander Liturgie zu feiern und dabei eine Verbundenheit zu erfahren, erweist sich dann als Initialzündung, als Aufforderung, auch in anderen Lebensbereichen Glaubensgefährten zu sein.

Nein, das ist nicht leicht, und gelegentlich misslingt der Versuch. Immerhin, seit mehr als einem Jahr steht in der Liste der Themen, die wir in unserem Pastoralteam bald einmal besprechen wollen, die Notiz: „In unserm Hauptgottesdienst am Sonntag begegnen uns viele Menschen mit Migrationshintergrund; was ergibt sich daraus für uns als Gemeinde?“ Bisher haben wir einen Antwortversuch auf diese Frage noch nicht zustande gebracht. Wir können eine Reihe Entschuldigungen anführen, z.B. diese: Die Aufmerksamkeit und vor allem auch die Ressourcen der pastoralen Mitarbeiter/innen sind derart auf den Abbau der bisherigen volkscirchlichen Überkapazität bezogen und hier gebunden, dass für prospektive Überlegungen und Entwürfe kaum noch freie Kapazitäten verfügbar sind.

Ich erinnere mich noch gut, wie erschreckt eine Gruppe deutscher Kollegen vor zwanzig Jahren in Utrecht reagierte, als ich meine Aufgabe im Blick auf die bisherige kirchliche Organisationsstruktur als Sterbebegleitung charakterisierte. In unserm Arnheimer Team fühlen wir uns entlastet, es geht uns besser, seit wir die Furcht vor dieser Perspektive und den daraus sich ergebenden Aufgaben überwunden, uns damit sogar angefreundet haben.

„Die Liebe liebt das Wandern, Gott hat sie so gemacht“ (Wilhelm Müller, Franz Schubert)

Seit ich in die Niederlande kam, tauchte es von Zeit zu Zeit auf, ich habe mich gern daran erinnert: Das Lebensideal der iroschottischen Wandermönche, „peregrinatio religiosa“. Sie fühlten sich gedrängt, um der Liebe

Christi willen in fremden Ländern Fremdlinge zu sein. Für mich war das nicht annähernd so strapaziös und riskant wie für diese fernen Vorläufer. Allenfalls ergab sich für mich diese abgemilderte Form: Fremdheit, Befremden aushalten; aber auch: Fremdheit, Befremden zumuten. Und im besten Fall entdecken: Fremdheit und Vertrautheit – diese beiden Empfindungen müssen sich nicht ausschließen, können friedlich koexistieren. Gerade Fremde können, ohne dass sie den Abstand der Fremdheit überwinden oder ausschalten könnten, in ihren Begegnungen von etwas Unerwartetem überrascht werden – dann kann sich ein ganz besonderes Einverständnis einstellen. Obwohl Unterschiede und die Spannungen, die damit einhergehen, bestehen bleiben und weiterhin Mühe machen, entsteht eine ganz eigene Verbundenheit miteinander. So etwas, eine solche Vertrautheit, werden die Sesshaften, die vornehmlich oder ausschließlich im Umgang mit Gleichgesinnten ihr Heil sehen, nie erleben.

Die letzte Hochzeit, die ich Anfang August in Arnhem mitfeiern werde, bereite ich gerade mit Brautleuten vor, die, obwohl sie nicht einmal halb so alt sind wie ich, schon viel mehr Fremdheit und Befremdliches über sich ergehen lassen mussten als ich. So fromm, wie sie ihren Glauben in Gebet und Gottesdienst vollziehen und erleben, so fromm, wie sie sind – auch in dieser Hinsicht unterscheiden wir uns sehr. Aber sie meinen nicht nur, dass ich in ihrer Hochzeitsfeier ihr Priester sein kann, sie wünschen es sich auch. Olya ist in Alma Ata geboren, Dmitriy in Samarkand. Ihre Kinder werden wahrscheinlich Niederländer sein – aber nicht nur das. Ihnen wird die Chance in die Wiege gelegt, sich nicht nur mit einer einzigen kulturellen und nationalen Kultur zu identifizieren.

Ach, ist der Raum, der für diesen Artikel zur Verfügung stand, schon ausgeschöpft? Schade, ich habe noch gar nicht von besonderen Anlässen erzählt, habe noch gar nicht aus Predigten zitiert, die ich dabei halten durfte – drei will ich noch gern nennen:

- „Evensong“ am 13. Mai 2001 in der anglikanischen Gemeinde in Croydon, England, einer Partnerstadt Arnheims
- Gedenkfeier am 29. September 2004 zum sechzigsten Jahrestag der Evakuierung Arnheims im Herbst 1944

- Besuch von vier Mauritzer Franziskanerinnen aus Münster, die ich im Oktober 2012 nach Arnhem einlud. Siebzig Jahre, von 1878-1947, hatten Frauen ihrer Gemeinschaft den Pflegedienst im katholischen Krankenhaus „Elisabeth Gasthuis“ in Arnhem geleistet. Zwei Jahre nach dem Ende der deutschen Besetzung mussten sie mit schwerem Herzen gehen – eine eigene Geschichte, komplex und spannend; sie wäre es wert, noch näher untersucht und kompetent dargestellt zu werden; daran wollte ich vor meinem Weggang noch einmal erinnern.

Der erste Bischof von Münster war aus den Niederlanden gekommen. Ostern 2004 begann auf meine Anregung hin in Utrecht eine Stafette, die eine Ludger-Kerze nach Münster brachte, wo im Jahr 2005 der zwölfhundertste Jahrestag seiner Bischofsweihe gefeiert wurde. Mit meinem Text über diese Gründergestalt möchte ich meinen Rückblick abschließen. Der Groninger Bischof Gerard de Korte hat dieses „säkulare Gebet“ ausgesprochen, als am 29. März 2009 in Den Elter bei Zutphen ein Ludgerdenkmal am Ufer der IJssel enthüllt wurde.

Ludger, Mann unterwegs

Ludger, Mann unterwegs, Vorläufer aus ferner Vergangenheit!
 Nahe am strömenden Wasser begegnest du uns, bringst uns zum Stehen.
 Dieses Gedenkzeichen, kräftig und haltbar, Wind und Wetter kann es trotzen,
 erinnert an dich, den bewegten Mann, Zeuge der neuen Schöpfung.
 Getrieben warst du, entflammt von dem Aufruf, der Stimme:
 “Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen,
 Wie froh wäre ich, es würde schon brennen!” (Lk 12,49).

Ludger, Mann unterwegs, Vorläufer aus ferner Vergangenheit! Hier setztest du über.
 Die IJssel, Grenzfluss in deiner Zeit, markierte die Scheidung der Geister.
 Hinter dir lag die bekannte Welt, vertraut und sicher,
 da kamst du her, da war dein Zuhause.

Aber du musstest, du wolltest Fremder sein, Botschafter der größeren Liebe.

Die schätzt alle, alle erfüllt sie mit Leben, bis an die Grenzen der Erde, bis zum Ende der Welt (Mt 28,20).

Ludger, Mann unterwegs, Vorläufer aus ferner Vergangenheit! Sie haben dich ortskundig gemacht, die gefährlichen Reisen auf unbekanntem Wegen.

Du konntest nicht Eroberer sein, der alle überwältigt, auf alles seine Hand legt;

die gute Nachricht, die du bringst, spricht eine andere Sprache.

Das verheißt so viel: Das Ende von Feindschaft, Krieg und anderer Gewalt.

Es verkündigt den Bund mit Israel, dem Gottesvolk, und die Worte, die Taten Jesu, die Befreiung durch seinen Geist.

Ludger, Mann unterwegs, Vorläufer zu einer fernen Zukunft!

Du hast dich ihm angeschlossen, und das Wort seiner Anhänger gilt auch für dich:

“Hier haben wir keine Stadt, die bestehen bleibt, sondern wir suchen die künftige” (Hebr 13,14).

So viele verlangen, so viele suchen Gottes Zukunft, die Frucht der Gerechtigkeit, den Frieden.

So viele Menschen guten Willens: Bestimmt, das haben wir auch dir zu verdanken.

Dr. Heinz Georg Surmund ist Mitglied von PAX CHRISTI, war Studentenfarrer in Münster und ist jetzt Pfarrer in Arnhem.

Ernst Dertmann

Fragen an Ferdinand Kerstiens anlässlich seines 80. Geburtstages



Ernst Dertmann: lieber Ferdi, lass mich mit einer vielleicht überraschenden Frage anfangen: Was fasziniert Dich an der Fotografie, der Du ansonsten in Deiner Arbeit der Einsicht näher standest als dem Augenschein?

Ferdi Kerstiens: Bilder laden ein zum Schauen, zur Meditation, drücken mehr aus als Worte sagen können. Jesus hat oft in Bildern geredet, weil sie mehr aussagen als Lehrsätze. Auch unsere Sprache lebt von Bildern,

insbesondere die Glaubens- und Gebetsprache. Bilder wahren das Geheimnis besser als Analysen. So kann ein gutes Foto sehr inhaltsreich und aussagestark sein.

Ernst Dertmann: Um jetzt mal zu Deinen jungen Jahren zu kommen: Was hat Dich zu Hause geprägt? Erzähl etwas über Dein Elternhaus.

Ferdi Kerstiens: Ich stamme aus einer katholischen, bürgerlichen Familie in Münster. Meine Eltern lebten aus dem Glauben. Mein Vater war Finanzbeamter. Ich war das 4. Kind. Mein Vater war Antinazi, wollte die Familie aber nicht gefährden. Er fühlte sich von dem Schmusekurs der Bischöfe mit den Nazis nach dem Konkordat von den Bischöfen verraten.

Ernst Dertmann: Magst Du uns in drei Stichworten sagen, warum Du Priester geworden bist?

Ferdi Kerstiens: Ich habe in der Jugendgruppe des Bundes Neudeutschland erlebt, wie hilfreich die Begleitung guter menschnaher Priester ist.

Das hat mich gereizt. Wir haben lebendige Gottesdienste in der Gruppe gefeiert. Das hat mich motiviert. Dahinter stand Gott, den ich als Freund und Begleiter in Jesus erlebt habe. Das zu vermitteln, schien mir eine lohnende Lebensaufgabe zu sein.

Ernst Dertmann: Du weißt, dass ich bekennender Fan von Papst Johannes XXIII. bin. Liegt in dem Denken dieses Papstes Deiner Meinung nach ein - oder sogar der - Kern christlichen Denkens?



Ferdi Kerstiens: Weniger des christlichen Denkens, sondern mehr des christlichen Lebens und Handelns. Seine Ankündigung des Konzils war ein Befreiungsschlag für die Kirche. Er war offen für die Fragen der Menschen aller Religionen und Regionen. Er vertraute darauf, dass die Kirche im Miteinander des ganzen Volkes Gottes die richtigen Wege ins Heute und Morgen findet. Seine Frömmigkeit, wie sie in seinen Tagebüchern zum Teil aufscheint, ist mir allerdings ein bisschen altbacken und fremd.

Ernst Dertmann: Du warst in Münster Studentenfarrer. Welche großen Sehnsüchte hast Du bei anderen jungen Menschen als Studentenfarrer erlebt, kennengelernt, gespürt?

Ferdi Kerstiens: Die Sehnsucht nach einem ehrlichen Leben, und zwar in politischen, universitären und sexuellen Lebensbereichen, die Sehnsucht nach Menschenwürde für alle, die Sehnsucht nach Freiheit, wobei manchmal dabei übersehen wurde, dass Freiheit mit Verantwortung zusammenhängt.

Ernst Dertmann: In Deine Studentenfarrerzeit fallen drei Strömungen, von denen ich weiß, dass sie Dich in dieser Zeit umgetrieben oder geprägt haben: das Zweite Vatikanische Konzil, die APO (Außerparlamentarische Opposition), die Befreiungstheologie. Was ist da jeweils mit dem Theologen und Seelsorger Ferdi Kerstiens passiert?

Ferdi Kerstiens: Gerade das Miteinander dieser drei Entwicklungen hat mir die Augen geöffnet und mich zum solidarischen Handeln ermutigt. Wichtig waren mir dabei die Erkenntnis und die Erfahrung, was strukturelle Gewalt ist und für viele Menschen an Unterdrückung bedeutet, hier und weltweit. Dazu kommt die Erfahrung von Gruppen in Studentengemeinden, Kirche und Gesellschaft, mit denen ich oft in den Zielen, aber nicht immer mit ihren Methoden einverstanden war.

Ernst Dertmann: Auch in Münster gab es die Studentenbewegung der 68er und Du warst der Studentenfarrer. An was erinnerst Du Dich gerne, an was nicht gerne?

Ferdi Kerstiens: Gerne: die Bereitschaft zum Engagement in Gruppen, die je ein spezifisches Ziel hatten; das Interesse an politischen Themen und Aktionen; die Offenheit, Neues zu versuchen; die Bereitschaft sich demokratischen Entscheidungen unterzuordnen. Nicht gerne: das ideologische Festzurren zementierter Positionen; die Bereitschaft zur Gewalt.

Ernst Dertmann: Mal ganz direkt gefragt: Bist Du Marxist oder ein Linker? Wenn ja: Warum? Wenn nein: warum nicht?

Ferdi Kerstiens: Ich bin nicht Marxist im Sinne der Ideologie und dem, was politisch daraus gemacht wurde. Aber ich schätze die gesellschaftliche Analyse von Marx, die auch heute noch aktuell ist. Man schaue sich nur die Bankenkrise an. Ob jemand mich links oder rechts nennt, ist mir gleichgültig. Ich hoffe, dass in meinem Leben etwas von der Menschenfreundlichkeit Jesu erkennbar ist.



Ernst Dertmann: Auch im Nachgang zur Studentenrevolte sprechen wir heute von struktureller Gewalt. Was ist sie für Dich und wie zeigt sie sich heute konkret?

Ferdi Kerstiens: Wir leben in Wirtschaftsstrukturen, die die Reichen immer reicher macht auf Kosten der Armen, die immer ärmer werden. Das ist strukturelle Gewalt, die wir international schon lange kennen, die aber immer mehr auch unser Land bestimmt. Strukturelle Gewalt Israels verhindert Menschenrecht und Menschenwürde der Palästinenser. Auch in unserer Kirche: der Ausschluss von Frauen von den Weiheämtern. – Das aber sind nur wenige Beispiele. Wir sind vielfach strukturellen Gewalten ausgeliefert.

Ernst Dertmann: Ein Wort von Dom Helder Camara habe ich oftmals von Dir gehört: „Als wir auf der Seite der Reichen und Mächtigen standen, waren wir äußerst politisch, aber niemand hat uns das vorgeworfen. Als wir uns dann auf die Seite der Armen stellten, da hat man uns vorgeworfen: jetzt werdet ihr aber politisch, das ist nicht eure Aufgabe!“ Warum ist dieses Wort so wichtig für Dich? Was können/sollen wir daraus lernen?

Ferdi Kerstiens: Dieses Wort von Dom Helder zerreißt die schreckliche Allianz von Kirche und politischer und wirtschaftlicher Macht und macht deutlich, wo wir um des Reiches Gottes willen politisch werden müssen, wem unser Handeln zuerst dem Leben aller, vor allem der Armen und Ausgegrenzten, dienen muss. Dabei sind Konflikte mit den Mächtigen und Reichen unausweichlich.

Ernst Dertmann: Die Botschaft der Armen an die Kirchen der Ersten Welt kann man in einem Wort zusammenfassen: metanoia (Bekehrung). Kannst Du uns diese Befreiung für uns selber verdeutlichen und erklären?

Ferdi Kerstiens: Die Botschaft der Armen geht nicht nur an die Kirchen, sondern an die ganze Gesellschaft, die ihre geschichtlich bedingte Privilegierung, ihren Machtvorteil zur Ausbeutung der Armen benützt. Bekehrung heißt da Solidarität, Einsatz für eine allseitige, umfassende und gleiche Entwicklung der Völker, Gerechtigkeit und Frieden für alle in Bewahrung der Schöpfung als Lebensraum für Menschen, Tiere und Pflanzen. Die Kirchen in der Ersten Welt sind da besonders gefordert, da ihre Botschaft vom Leben besonders denen gilt, die am Leben gehindert werden. Doch sie werden ihre Botschaft der Bekehrung nur dann glaub-

würdig verkünden, wenn sie selbst auf Privilegien verzichten. Misereor, Adveniat und Renovabis sind erste kleine Ansätze dazu. Aber es geht eben nicht nur ums persönliche Teilen, sondern um Änderung der Strukturen, die vielfach Elend erzeugen.

Ernst Dertmann: Ein Pfarrer ist als Prediger immer auch Lehrer. Ein Lehrer muss eine Lehre haben, ich meine damit: nicht nur ein Wissen, das er sich im Laufe seines Lebens erarbeitet hat, das aber mit ihm als Person wenig zu tun hat. Sondern er muss für etwas stehen, er muss etwas bezeugen. Es muss erkennbar sein, was zu lieben und was zu verachten ist. Für was stand der Pfarrer Ferdinand Kerstiens in seiner Gemeinde St. Heinrich in Marl?

Ferdi Kerstiens: Ist so pauschal nicht zu beantworten. Vieles aus anderen Antworten müsste hier noch mal zitiert werden.

Ernst Dertmann: Ein Buch von Hermann Steinkamp heißt: „Die sanfte Macht der Hirten“. Bist Du Deiner Gemeinde so ein sanfter Hirte gewesen? Worin lag Deine sanfte Macht?

Ferdi Kerstiens: Darauf gebe ich Dir keine Antwort, da erst die Intention von Steinkamp erläutert werden müsste. Sonst versteht keiner, worum es geht.

Ernst Dertmann: Was hast Du nach dem Ausscheiden aus dem Pfarramt am meisten vermisst?

Ferdi Kerstiens: Den Kontakt mit Menschen von Geburt bis Tod: die regelmäßige Gottesdienste mit Menschen, deren Leben ich kenne und teile.

Ernst Dertmann: Darf ich mal grundsätzlich werden? Pfarreien müssen Gemeinden werden - diese Forderung ist nicht neu. Geht das heute überhaupt - oder sprechen mentale und strukturelle Voraussetzungen dagegen?

Ferdi Kerstiens: An sich finde ich den Weg zu XXL-Pfarreien tödlich. Eine Gemeinde, die nicht verortet ist, wird ortlos. Doch: Vielleicht bieten die neuen Großpfarreien auch Platz dafür, dass die fusionierten Pfarren nun Gemeinden in eigener Verantwortung der Gläubigen werden und sich eigene Strukturen schaffen. Die Hauptamtlichen sind ja weit weg.

Da wird Platz für eigene Initiativen. Die Frage ist, ob die Gläubigen reif sind für solche eigenen Initiativen. Sie konnten es in der bisherigen Praxis der Kirche kaum lernen. Denn die Gemeinden müssen ihren Glauben leben und feiern am Ort ihres Lebens.

Ernst Dertmann: Inwieweit war St. Heinrich in Marl eine diakonische Gemeinde und auch eine politische? Und Du als Pfarrer sozusagen politischer Diakon?

Ferdi Kerstiens: Ja, aber nicht nur. Der diakonische Bereich war vielfach gegliedert: Behindertenschwimmkreis, Caritaskreis, Altenclub, Krankenbesuche in den Krankenhäusern, Hilfe für Flüchtlinge, Mitarbeit im Marler Weltzentrum, Leprakreis, Brasilienkreis, Tansaniakreis. Oft dehnte sich die Arbeit auch in politischen Initiativen aus: Einrichtung einer Tagesstätte für Obdachlose, Arbeitslose und einsame Menschen mit Behördenbegleitung in Trägerschaft von Caritas und Diakonie, behindertengerechter Zugang zu Schulen und öffentlichen Einrichtungen, öffentliche Unterstützung des Moscheebaus, aktive Unterstützung der Marler Wege zum Frieden, Schaffen zusätzlicher Ausbildungsplätze für Mädchen, 40 Tage Leben nach dem Sozialhilfesatz etc.

Ernst Dertmann: Sehe ich es richtig, dass Gemeinde nichts anderes sein soll, als solidarische Praxis aus dem Geiste Jesu heraus ist - und zwar solidarische Praxis sowohl in den eigenen Reihen als auch solidarische Praxis nach außen hin, in besonderer Parteilichkeit für die Armen, Benachteiligten und Ausgeschlossenen?

Ferdi Kerstiens: Ja, das siehst du richtig, wenn du unter „solidarischer“ Praxis auch Glaubensvermittlung, Glaubensgespräch, Gebet und Gottesdienst verstehst. Hier findet die solidarische Praxis ihre christliche Orientierung und hierhin mündet auch die Erfahrung im Tun als Dank und Bitte.

Ernst Dertmann: Von dem leider abgesetzten Bischof Jacques Gaillot lesen wir „Die Kirche muss die Kirche der Ausgeschlossenen sein, nicht die Kirche des Ausschlusses“. Wo fällt es Dir schwer, Deine Kirche heutzutage als Deine Kirche anzusehen und anzunehmen?

Ferdi Kerstiens: Beim Ausschluss der Geschiedenen und Wiederverheirateten und der evangelischen Christen von der Kommunion, beim Ausschluss der Frauen vom Weiheamt, bei der Verweigerung demokratischer Willensbildung in der Kirche, bei der autoritären, monarchischen Herrschaftsgestalt der Kirche, beim Fehlen der Gewaltenteilung in der Kirche, beim weitgehenden Ausschluss der „Laien“ von Entscheidungsgremien, bei manchen falschen Allianzen mit den Reichen und Mächtigen.



Ernst Dertmann: Die Phantasie entzündet sich immer stärker an eigenwilligen Persönlichkeiten als an jenen, denen man weder nach dieser noch nach jener Richtung hin eine besondere Farbe anmerkt. Unter dieser Maßgabe: Wo siehst Du Dich als eigenwillige Persönlichkeit?

Ferdi Kerstiens: Die Antwort liegt in den Antworten auf die anderen Fragen.

Ernst Dertmann: Du hast vielleicht nie Konflikte gesucht. Du bist ihnen aber auch nie ausgewichen. Jesus fordert kämpferisch die „Unterscheidung der Geister“ (1 Kor 12,10). Welche Unterscheidung welcher Geister war so wichtig für Dich, dass Du den Konflikt nicht gescheut hast?

Ferdi Kerstiens: Wenn kirchliches Machtgebaren die Menschenfreundlichkeit Jesu verdunkelt, wenn der Mensch in unserer Gesellschaft zur bloßen Ware wird, wenn Herrschaftswillen zur Unterdrückung von Völkern oder von Volksgruppen führt, wenn man durch Kriege gesellschaftliche Konflikte lösen will.



Ernst Dertmann: Weder Fleisch noch Fisch: das ist das Klima sogenannter post-moderner Toleranz, die alle Auffassungen in schieflich-friedlicher

Koexistenz gleich gültig gelten lassen möchte. Wichtig scheint das gemeinsame Wohlbefinden, nicht das spannungsvolle Ringen um Inhalte, Positionen und Aktionsformen zu sein. Gesucht wird der geringst mögliche Konsens aufgrund gemeinsamer Betroffenheit, anstatt mit unterschiedlichen Akteuren in gemeinsamer Arbeit kirchliche Handlungschancen zu entdecken. Siehst Du das so und beklagst es auch so?

Ferdi Kerstiens: Eine suggestive Frage. Darauf gebe ich keine Antwort.

Ernst Dertmann: Kommen wir mal zur Kirche vor der Friedensfrage: Warum wird in der Kirche nicht verstärkt der kriegsablehnende Pazifismus als Arbeitsfeld und Arbeitsauftrag entdeckt?

Ferdi Kerstiens: Da die Kirche seit Konstantin immer in irgendeiner Verbündelung mit den jeweils Mächtigen stand und davon profitierte. Die Lehre vom gerechten Krieg, die eigentlich Kriege begrenzen sollte, wurde jeweils von den Mächtigen als Begründung ihrer Kriege benützt, oft auf beiden Seiten. Siehe die Auseinandersetzung um die Falkland-Inseln zwischen England und Argentinien. Beim Zweiten Weltkrieg war der Kampf gegen den „gottlosen Kommunismus“ wichtiger als die ideologische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und

die Kritik an dessen Verbrechen. Oft ist die Allianz mit den Mächtigen und deren Kriege in der Sicherung der kirchlichen Struktur begründet. Pazifismus wäre da störend.

Ernst Dertmann: Ein Hippie saß vor Dir und gab Dir Gedanken des Friedens ein? Legende oder wie war das mit Deinem Start in die Friedensarbeit? Erzähl mal!

Ferdi Kerstiens: Ob er ein Hippie war oder nicht, weiß ich nicht. Es war ein junger Mann, der im Schneidersitz auf einem Tisch in der Studentengemeinde Bonn saß und die Friedensethik der Bergpredigt darlegte. In Exegese und Theologie hatte ich das so vorher nie gehört. Es war ein Ahaerlebnis!

Ernst Dertmann: Jesus sagt: „Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen“ (Lk 12,49) Du hast viel Feuer geworfen, aber PAX CHRISTI brennt noch nicht ansteckend in und mit dieser Frage. Was muss Deiner Meinung nach mehr geschehen?

Ferdi Kerstiens: Das kann man nicht einfach „machen“. Es bleibt nur der Weg, einander zu ermutigen und geduldig dafür zu werben, damit auch jede/r mit seinen/ihren Fähigkeiten zum Zuge kommen kann. Sich selbst und andere zu überfordern bringt nur Enttäuschung und Ärger mit sich.

Ernst Dertmann: Ich lese von Dir: „Ein Theologenkurs hatte mich eingeladen zu der Frage: Tod, und was danach? Nach vier Tagen intensiver Gespräche sagten sie: `Das war eine falsche Frage. Die richtige muss lauten: Tod und was deswegen jetzt?` Sie hatten verstanden“. (Kerstiens) Also ist Friedensarbeit Kampf dem Tod jetzt? Was heißt das und wie kann das aussehen?

Ferdi Kerstiens: Die Hoffnung durch den Tod hindurch, macht das Leben hier und jetzt nicht belanglos, ist keine Vertröstung auf später, sondern gibt dem Leben gerade endgültiges Gewicht, denn ich soll mit meiner leibhaft erlebten und durchlittenen Geschichte gerettet werden. Das heißt „leibhafte Auferstehung“. Zu dieser Hoffnung, die dem Leben jetzt Bedeutung verleiht, gehört unter anderem auch der Kampf gegen den Tod jetzt.

Ernst Dertmann: Du forderst: Ein „bisschen mehr Frieden“: ein „bisschen mehr Gerechtigkeit“. Ist das der Beginn der Bescheidenheit oder die Einsicht in die Unzulänglichkeit menschlichen Strebens?

Ferdi Kerstiens: Beides oder beides nicht. Es ist die Einsicht dass wir den Frieden und die Gerechtigkeit nicht herstellen können. Alle Versuche dieser Art wurden totalitär und menschenvernichtend. Christlich gesprochen: Wir brauchen auch den Frieden und die Gerechtigkeit nicht herstellen. Das ist allein Gottes Werk und sein Reich. Deswegen sind wir frei, die jetzt möglichen Schritte zu mehr Frieden und mehr Gerechtigkeit mit den Menschen zu gehen und dafür zu kämpfen.

Ernst Dertmann: Um noch einmal auf die Utopie zu kommen: Die Verfolgung von Utopien darf nicht in einen Aktionismus ausarten. Hoffnung war das Thema Deiner Dissertation, mit großer Hoffnung warst Du immer unterwegs zu den Menschen. Was macht diese Hoffnung aus?

Ferdi Kerstiens: Die christliche Hoffnung gibt die Perspektive an, in der jeder Schritt sinnvoll ist, der mit und für die Menschen gegangen wird.



Ernst Dertmann: Glaubst Du an die Veränderbarkeit des Menschen? Kann man den Menschen bessern, kann man ihn anders machen als er ist?

Ferdi Kerstiens: Menschenwürdig und christlich ist alleine die Veränderung des Menschen durch Be-

kehrung, die er letztlich nur selber leisten kann. Andere können ihm dabei behilflich sein, doch ohne Gewalt und Zwang. Den Menschen „anders machen“ zu wollen, wäre Vergewaltigung.

Ernst Dertmann: Ein gegenwartsbezogener Glaube, ein gegenwartsberechtigtes Christentum darf, so glaube ich, den Menschen nicht so nehmen wie er in der Regel ist. Denn der Mensch, wir haben das ja in den Schwierigkeiten der Nichtaufarbeitung von Auschwitz erlebt, neigt zu verdrängen, er neigt zur nächstliegenden Entschuldigung, er neigt nicht zur Buße, er neigt nicht zur Einkehr. Das ist der Mensch in seinem Elend. Meine Frage: solange Du ihn nicht durch einen Lernprozess zu einem anderen Menschen gemacht hast, ist das, was man von ihm verlangt, eine Überforderung des Nächsten, den man ja als Nächsten lieben soll, worin der größte Auftrag für Glaubende liegt?

Ferdi Kerstiens: Das ist mir zu sehr eine verquere Frage. Siehe Antwort auf die Frage von eben.

Ernst Dertmann: Wenn ein Mensch erkennt, dass er gesellschaftlich abhängig ist, dass er nicht frei ist, dass er ein Elender ist, dann ist das eine politische Erkenntnis und Einsicht. Was kann diese politische Einsicht zu einer religiösen machen?

Ferdi Kerstiens: Paulus sagt, dass die Sünde über uns herrscht. Wir nennen das heute die strukturelle Sünde. Deswegen reicht politischer Kampf nicht aus, es muss auch eine Bekehrung der Nutznießer geben.

Ernst Dertmann: Bei Beerdigungen fand ich bislang viele Predigten schlimm, weil sie nicht trösteten, weil sie niemand glauben konnte: Ewiges Leben als immerwährendes Kaffeetrinken und Tortenessen. Ewig sei keine Bezeichnung der Quantität, sondern der Qualität, sagst Du. Worin besteht diese Qualität?

Ferdi Kerstiens: Ich bezweifle, dass bei Beerdigungen vom immerwährenden Kaffeetrinken gesprochen wird. - Jesus sagt, dass er die Fülle des Lebens bringen will. „Ewig“ bedeutet die Überzeugung, dass ich und jeder Mensch schon jetzt etwas von dieser Fülle in sich trägt, dass diese Fülle die eigenen Tiefen erfüllt. Dieses „ewige“ Leben ist dann von der Qualität, dass der Tod es nicht zerstören kann.

Ernst Dertmann: Lass mich mal wieder ohne Schnörkel direkt fragen: Bist du niemals frustriert gewesen?

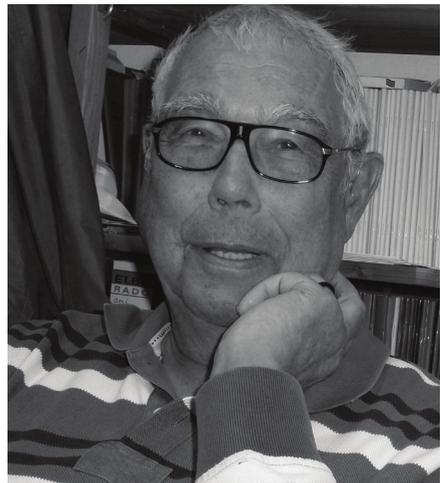
Ferdi Kerstiens: Ich würde das anders formulieren: traurig bin ich gewesen, wenn ich erkennen musste, dass festgefahrene Strukturen und Menschen, die darin gefangen sind, nötige Veränderungen blockierten.

Ernst Dertmann: „Die Sprache der Religion ist die Erzählung, das Gebet und das Argument“, schreibt Dorothee Sölle in ihren Lebenserinnerungen. Dieser Dreiklang hat mich begeistert. Diesen Dreiklang finde ich auch in Deinen drei Predigt-Büchern. Ist dies auch der Dreiklang im Leben des Ferdi Kerstiens?

Ferdi Kerstiens: Ja, aber ich würde hinzufügen: ohne das konkrete Engagement bleibt die Sprache der Religion tot. Das würde auch Dorothee Sölle sagen.

Ernst Dertmann: Ich weiß: Du bist Mitglied im Brasilienkreis Marl - St. Heinrich. Aber nicht nur Mitglied. Du bist häufiger in Brasilien gewesen. Was hast Du auf Deinen Reisen dorthin und bei Deinen Begegnungen dort erfahren?

Ferdi Kerstiens: Arme, die sich ihrer Würde bewusst geworden waren und den aufrechten Gang gelernt hatten, die ihre Rechte einfordern in Kirche und Gesellschaft, die kämpfen können und zugleich eine herzliche Menschenfreundlichkeit und Hoffnung ausstrahlen. Dies gilt insbesondere von den Frauen, die häufig ihre Familie tragen (die Männer sind oft weg) und die gemeinsamen Aktionen und Gottesdienste durchführen.



Auch habe ich eine Kirche erlebt, Bischöfe zum Anfassen, die ganz auf der Seite der Armen stehen, denen ihre ganze Liebe, ihr Einsatz gilt. Doch es gibt auch die dumpfe Armut, wo die Menschen so kaputt gemacht worden sind, dass sie nicht aufstehen können. Sie haben noch nicht einmal das Privileg, sich aus-

beuten zu lassen. Und es gibt dank römischer Personalpolitik wieder eine Herrschaftskirche auf der Seite der bestehenden (Un-)Ordnung.

Ernst Dertmann: Lieber Ferdi, erlaube mir eine letzte Frage: Was von dem, was Du in den letzten Jahren getan und gelassen hast, hat Dir am meisten Genugtuung verschafft?

Ferdi Kerstiens: „Genugtuung“ ist kein gutes Wort. Dankbar bin ich für viele Menschen, denen ich nahe sein durfte. Dankbar bin ich dafür, dass ich in den vielen Konflikten gelassen reagieren konnte. Dankbar bin ich, weil Hoffnung mich vor Resignation bewahrte.

Als das Interview sozusagen „im Kasten“ war, ist zu seinem 80. Geburtstag ein neues Buch von Ferdi erschienen: Ferdinand Kerstiens: „Umbrüche - eine Kirchengeschichte von unten. Autobiographischer Notizen.“

Kerstiens ungewöhnliche Autobiographie ist eine offene Einladung an Weggefährten von damals und Zeitgenossen von heute.

Am Weg eines mutigen Mannes Jahrgang 1933 wird nachvollziehbar, wie persönliche Lebensfragen zugleich politische Streifragen in Kirche und Gesellschaft werden. Kerstiens, zusammen mit anderen und bisweilen wider Willen Netzwerker der ersten Stunde, durchlebt noch einmal die Erfahrung der Nachkriegszeit, die Veränderungen nach 1968 und 1989, die Aufbrüche und Rückschläge infolge von Konzil, Befreiungstheologie, Friedens- und Frauenbewegung, Ökumene.

Das Buch ist erschienen im LIT-Verlag Berlin-Münster-Wien-Zürich-London, ist broschiert und kostet mit seinen 256 S. beim Verlag 19,90 €. Bei Bestellung in der Bistumsstelle ist es ein paar Euro kostengünstiger.

Dr. Ferdinand Kerstiens, em. Pfarrer in Marl, war lange Jahre Geistlicher Beirat von PAX CHRISTI im Bistum Münster und ist Mitglied der Redaktion

Ernst Dertmann, PAX CHRISTI-Friedensarbeiter im Bistum Münster ist Mitglied der Redaktion

Christel Kilanowski

Gott hat nicht nur starke Söhne (geweihte Männer)

Studientag am 19. Januar 2013 in der LVHS Freckenhorst

Es ist schon eine gute Tradition, dass sich am 3. Samstag im Januar Mitglieder und Gäste von Pax Christi des östlichen Münsterlandes in Freckenhorst zu einem Studientag einfinden.

In diesem Jahr hatte Annette Paschke die Theologin Dr. Magdalena Bußmann als Referentin gewinnen können. Das Thema „Gott hat nicht nur starke Söhne“ ist so aktuell, wie es bereits vor vielen Jahren war, als noch Hoffnung auf ein kirchlich offizielles Umdenken bestand.

Bevor sich die anwesenden PC-Mitglieder und Gäste kurz vorstellten, begrüßte Annette Paschke die Referentin. Sie erinnerte daran, dass Frau Bußmann bereits 1996 mit dem Thema „Keine Frau schweige in der Kirche“ den damaligen Studientag gestaltete.

Heute ging es um die Situation der Frauen in der Bibel und in der Kirchengeschichte.

Die folgenden drei großen Fragefelder versuchte die Referentin zu entfalten:

- Wie kommt es zu dem Frauenbild, dass bis heute die katholische Kirche prägt?
- Wie kommt es, dass Frauen nach wie vor als amtsunwürdig gelten?
- Welche Möglichkeiten gäbe es, diese sexistische Sicht auf die Frauen zu beseitigen?

Die Beantwortung dieser Fragen entfaltete die Referentin in mehreren Schritten:

Hinweis auf das 2. Testament: Was wollte Jesus?

Heil, Friede und Gerechtigkeit für alle Menschen, keine Rangunterschiede.

Jesus hat keine hierarchisch, von Männern geleitete Kirche gegründet. Er hat die Botschaftsweitergabe nicht geregelt.

In den „echten“ Paulusbriefen lesen wird von der Gleichheit aller (1 Kor 12,12-30: Ein Leib und viele Glieder). Jeder hat ein Charisma, selbstverständlich auch Frauen (Römerbrief), Aufbau und Leitung der Gemeinden auch von Frauen sind belegt. Paulus schreibt: Ihr alle seid einer und eine in Jesus Christus.

Die kirchliche Ämterstruktur ist geschichtlich entstanden.

Gott – Jesus – Mann: Aus Treue werden Frauen nicht zum Priesteramt zugelassen. Es gibt eine Vielzahl von Ämtern, die aber früh auf das Weihepriestertum reduziert wurden.

In der Zeit der Kirchenväter (etwa 1. – 5. Jh.) erfahren Frauen die völlige Umwertung ihrer anfangs gleichberechtigten Stellung. Als Modell gilt die im öffentlichen Leben geltende hierarchische Struktur, explizit männerorientiert.

Es kommt zur Vermischung philosophischer Richtungen (Gnosis und Neuplatonismus) mit den christlichen Anschauungen, und es manifestiert sich die Unterordnung der Frauen unter die Zuständigkeit der Männer.

In den Hoch-Zeiten der männlichen Theologie, deren hervorragender Vertreter Thomas von Aquin war (12. Jh.), verfestigt sich die Idee der männlichen Überlegenheit gegenüber der Frau (der Mann als Ebenbild Gottes, die Frau unvollkommen und minderwertig). Im Prinzip gilt dies auch heute noch.

Grosse Hoffnungen setzten Frauen auf das 2. Vat. Konzil.

In den 80. ger Jahren gab es noch einen hoffnungsvollen Frauenaufbruch (auf der Grundlage der Bibel). Doch auch diese Erwartungen sind hin-

fällig. Papst Paul II. vertritt die alten Aussagen: nie mit, sondern über die Frauen sprechen. In einer Enzyklika schreibt er: „Diskussionen über Ämter der Frauen sind beendet“. Auch heute unter Papst Benedikt hat sich nichts geändert. Für viele Frauen ist die Schmerzengrenze überschritten. Ein lautloser Auszug vieler Frauen aus der Kirche ist die Folge.

Es ist zu befürchten, dass sich die Kirche zu einer Großsekte entwickelt. Wie konnte es dazu kommen, dass die Männermacht wichtiger wurde als das, was Jesus wollte? Wie können wir diese Ruinen mit neuem Leben füllen? Welche kleinen Schritte sind möglich?

In einer lebhaften Diskussion am Nachmittag über einen Strukturwandel der Kirche blieben viele Fragen offen.

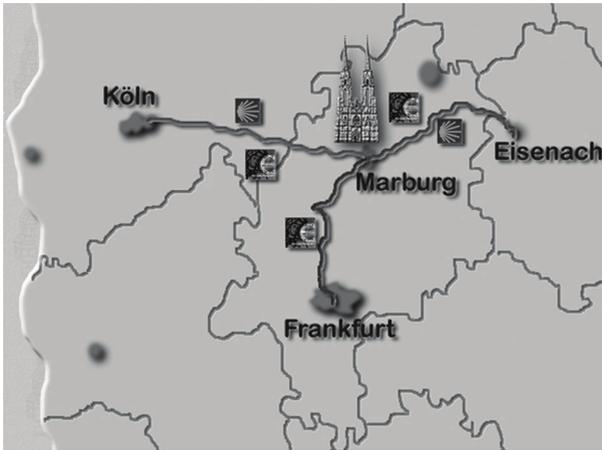
Ein auf unser Tagungsthema inhaltlich bezogener Wortgottesdienst beendete diesen Tag. Wir danken Annette Paschke für die gute Vorbereitung und Gestaltung.

Christel Kilanowski ist Mitglied in PAX CHRISTI

Peter Kopmeier

(M)EINE Pilger-STERN-Betrachtung

In den Tagen zwischen Weihnachten und „Erscheinung des HERRN“ (Epiphanie) ziehen in vielen (kath.) Gegenden buntgewandete Kinder singend umher: „Könige“ tragen einen Stern und mit ihm weihnachtliche Friedensgrüße von Haus zu Haus. Seit 1959 sammeln „Kinder für Kinder“ in der EINEN WELT und wünschen Allen ein gutes Neues Jahr.



Im Zeichen eines Sterns waren schon im September 22 Frauen und Männer gut eine Woche lang pilgernd unterwegs. „Gestartet sind wir in Köln beim Stern der Heiligen Drei Könige und sind beim Stern der Hl. Elisabeth

hier in Marburg am vorläufigen Ziel angekommen. Wir haben einen Weg zurückgelegt von der Anbetung Jesu durch die Könige bis zur Nachfolge Jesu der Elisabeth. Dieser Weg führte uns immer ostwärts, der aufgehenden Sonne, der GNADENSONNE, GOTT, entgegen.“

So formulierte es unsere aus Basel angereiste Pilgerschwester Kerstin zusammenfassend in der Marburger Elisabeth-Grabeskirche. Vom Nordturm dieser Kirche leuchtet ein siebenstrahliger Stern allen ankommenden Pilgern entgegen: ein Sinnbild für den MORGENSTERN, wie in der Johannes-Offenbarung (22,16) der erwartete, wiederkommende CHRISTUS tituliert wird. Wobei der Weihnachts-Stern bereits Ostern (!) ankün-

digt, denn: Was „*die Weisen zur Krippe führt, ist der MORGENSTERN, der darauf hinweist, dass bald der Tag anbricht, der von der SONNE beherrscht wird. Was in Bethlehem begann, wird am Ostermorgen in Jerusalem vollendet ...*“ (Erzbischof L. Schick)

Kurz vor Sechs in der Früh, mit Blick auf den Sternenhimmel und auf noch ein anderes Stern-Zeichen, standen wir draußen **vor dem Kölner Dom** im Halbkreis, rechtzeitig zum „Angelusgeläut“. Und dort lesen wir (bewusst in einigen verschiedenen Sprachen) wenige Kernsätze aus der Erzählung von Weisen/Magiern/Sterndeutern/Pilgern aus dem „Morgenland“ (vgl. Matth. 2).



Zusammenhängend konnten wir die schon am Vorabend im Quartier hören, lesend be-denken und erinnernd nach-denken. Nun richten wir die Augen auf einen Dachreiter in der Vierung des Domes. Dessen Spitze trägt kein Kreuz, sie ist (kaum sichtbar!) gekrönt von einem kleinen **Stern**. Und wir wissen bzw. erfahren: Direkt unter diesem goldenen Stern fanden dort drinnen im Dom jene (vermeintlichen) Reliquien ihren Ort, die Kaiser Friedr. Barbarossa 1164 als Kriegsbeute aus Mailand nach Köln überführen ließ. Die röm.

Kaisermutter Helena (+ 330) soll die „**Gebeine der Stern-Wanderer**“ in Jerusalem „aufgefunden“ haben, wie ihr auch die „Entdeckung“ der „Kreuz-Reliquie“ zugeschrieben wurde (vgl. „Kreuz-Erhöhungs-Fest“ im Sept.).

Der kunstvolle Schrein, in dem die „Könige“ ruhen sollen, wurde nur wenige Jahrzehnte vor dem Marburger Elisabeth-Schrein gefertigt. Übrigens wurde 1235 für die heutige Elisabethkirche, und 1248 (d.h. genau zwei Jahrzehnte, nachdem Elisabeth ihr Marburger Spital gegründet hat!)

der Grundstein für diese gotische Kölner Kathedrale gelegt, mit einer Bauzeit bis 1880.



Drinnen im Dom nimmt unsere Pilgergruppe still an der Frühmesse vor dem Flügelaltar mit der berühmten „Anbetung des Kindes“ (von ST. LOCHNER) teil. Im Anschluss ans Frühstück führt es uns am ersten Pilgertag nur in wenige von ganz vielen alten Kirchen des „Hilligen Coellen“, die mittelalterliche Pilger angelockt haben mögen. Wir machen Station in **St. Maria im Kapitol** - Kunstgeschichtlich in mancherlei Hinsicht beachtenswert, vor allem deshalb, weil dieses auf römischen Tempel-Fundamenten erbaute romanisch-christl. Gotteshaus von Anfang an und bis heute mit der **Dreikönigs-Tradition** verbunden ist. Der Grundriss von „Maria im Kapitol“ ist z.B. dem der „Geburtskirche“ in **Bethlehem** nachgebildet. (Dort gibt's übrigens ein prachtvolles Boden-Relief in **Stern-Form!**) Mittelalterliche Wallfahrer/Pilger konnten die Kölner Kirche als „Ersatz“ für die im Hl. Land aufsuchen (und hier dann – so war das damals! - den entsprechenden Ablass erwerben).

Wir wollen mit unserer Gruppe u. a. von der berühmten, mehr als 950 Jahre alten (!) Schnitzwerk-Holztür dieser Marien-Kirche zwei der Bildmotive besonders betrachten. Zunächst aus „unserer“ Sterne-Deuter-Erzählung dasjenige, das die „Flucht der Hl. Familie“ (auf einem Esel) vor den Verfolgungen durch Herodes zeigt. Hoffentlich, so geht’s mir jetzt durch den Sinn, hoffentlich wird in unsern Kirchen davon gesprochen, dass am 14. Jan. in der EU wieder über Verschärfungen der Flüchtlings-Gesetze abgestimmt wird (vgl.: www.flucht-ist-kein-verbrechen.de)!

Und: Wollen „wir“ weiter Flüchtlinge im Mittelmeer lieber absaufen lassen, als sie in unserm abgeschotteten, nun mit dem Friedensnobelpreis „belohnten“ Europa aufzunehmen ... ?

Wir kommen zum zweiten geschnitzten Motiv: Auf einem Esel reitet auch der erwachsene Jesus am Beginn seiner Passion, nämlich als ein Pilger (!) zum Pessachfest in Jerusalem ein - was unser „Palmsonntag“ oft leider unbeachtet lässt: So wird die Gewaltfreiheit des messianischen Königums proklamiert. Denn auf diesen „Eselreiter“ verweisen (vgl. auch das Adventslied „Tochter Zion“) die Worte des Propheten Sacharja 9,9 f: „Alle Kriegssrosse werden vernichtet ...“ – Unser Mitpilger und Chordirektor Alexander lässt die Gruppe in der „Kapitol“-Krypta ein weihnachtliches Lied anstimmen, das uns wieder an Mt. 2 erinnert: „*Stern über Betlehem, zeig uns den Weg...!*“

Nach Auskunft der meisten Bibelexegeten ist die **Erzählung von den Weisen, vom König Herodes und vom Stern (nur) Legende**. Sie will (quasi motivisch wie bei einer Ouvertüre) schon in einer „Kindheitsgeschichte Jesu“ vorweg anklingen lassen: Der Christus des Matthäusevangeliums wird im Schlusskapitel 28 dazu aufrufen, seine Botschaft an alle Völker zu verkünden. Und die Weisen sind Sinnbilder dieser Völker. Dennoch: Dass ein Stern bzw. eine Sternkonstellation die Reise nach Jerusalem markiert haben soll, diese Überlieferung hat Astronomen und Astrologen schon immer auf den Plan gerufen. Bis heute versucht man nachzuverfolgen, wie sieben Jahre vor unserer Zeitrechnung etwa um den 12./13. Nov. eine Richtungs-umkehr bzw. ein „Stillstand“ von Jupiter und Saturn stattfand, was möglicherweise diese biblische Überlieferung beeinflusst haben könnte. (Übrigens wird in der Elisabethkirche - wie

in vielen Sternwarten - alljährlich zur Weihnachtszeit mit Kindern und Erwachsenen dem astronomischen Phänomen nachgespürt.). Unabhängig davon, ob jener Erzählung vom Stern der Weisen nun einige historisch nachprüfbare Ereignisse zugrunde liegen oder nicht: Sie kann „im globalen Streit um die Macht“ den Völkern den „Weg zur Humanität“ zeigen, kann also uns Heutigen wirklich Weg-Weisung sein.



So deutet es z.B. der Paderborner Theologe Peter EICHER, den ich zitieren möchte: Der Stern, als „Zeichen der wahren menschlichen Macht steht über dem Kind, das dem politi-

schen Kalkül aller Zeiten die Verheißungen der Bergpredigt entgegenstellen wird. Herodes kann, als Vertreter einer Interessenspolitik, welche die Anwendung von Gewalt auch gegenüber der eigenen Bevölkerung nicht scheut, eine solche Konstellation überhaupt nicht verstehen ... In der (gegenwärtigen) Auseinandersetzung zwischen dem auch religiös motivierten Terror und der massiven Gewaltandrohung durch die Supermacht der Erde wird die Macht des Kindes zum Symbol einer neuen Völkerverständigung.“ (vgl. BIBEL HEUTE, Nr. 152/2002)

Nicht nur ein Stern auf gotischen Türmen - in Köln, später in Marburg – hat uns beschäftigt.

Der Europarat hatte 1987 dazu aufgerufen, alte Jakobswege neu zu entdecken, und er hatte den Hauptweg durch Südfrankreich und Nordspanien nach Santiago zur ersten „Europäischen Kulturstraße“ erhoben. Darum betrachten wir mit unserer Gruppe auch die (z.B.) am Platz einer frühen Kölner Jakobus-Kirche nahe bei St. Georg vom Landschaftsverband aufgestellten Richtungsweiser für verschiedene alte Wege nach Santiago: Sie zeigen auf blauem Grund die bekannte gelbe Muschel sowie

das Europa-Zeichen: nämlich **12 gelbe fünfzackige Sterne**, gleichfalls **auf blauem Grund**, im Kreis angeordnet wie die Ziffern einer Uhr. So wurde schon 1955 die Fahne des Europa-Rates eingeführt und von der damaligen EG 1986 wie von der späteren EU übernommen. Anders als beim US-Sternenbanner ist also nicht etwa die Anzahl der EG-/EU-Mitgliedsstaaten nachgebildet. Denn es sind ja, nach ursprünglich sechs, inzwischen schon mehr als zwei Dutzend Staaten. Die Zwölfzahl versinnbildlicht (vgl. auch die 12 Tierkreiszeichen) „Vollkommenheit und Vollständigkeit“ und solle auch diejenigen Völker mit einbeziehen, die am „Aufbau Europas in Einheit und Frieden noch nicht teilnehmen können.“

So heißt es in einer amtlichen Erläuterung dieses Europa-Rat-Beschlusses vom 8. Dezember 1955.



Aber natürlich kommt auch in der jüdisch-christlichen Tradition dieser Zahl 12 ganz besondere Bedeutung zu (12 Stämme Israels, Apostel usw.). Die Gestaltung dieses Flaggensymbols wird deshalb von manchen auch zurückgeführt auf eine geheimnisvolle Stelle aus der bereits erwähnten Johannes-Offenbarung (Kap. 12), wo es heißt: „*Und es erschien ein großes Zeichen am Himmel: Eine Frau, mit der Sonne bekleidet, und*

der Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen.“ Im Katholizismus wird diese Bibelstelle oft auf Maria, Urbild der Kirche, bezogen.

Ein nach dem Überleben des Holocaust zum Katholizismus übergetreter, jüdisch-stämmiger hoher belgischer Behörden-Mitarbeiter (Paul M. G. Lévy) soll behaupten: Er habe dies Europa-Symbol auf blauem Grund (der traditionellen Marien-Farbe) erdacht und als Entwurf vorgelegt - mit einem goldenen Sternen-Kranz wie bei vielen Madonnen-Figuren ... (auch im Kölner Dom).

Dass die Vertragsunterzeichnung an einem Marienfest (8. Dez.) stattfand, ist ebenso interpretationsfähig. - Verständlich ist aber auch, dass schon wegen der z.T. sehr strikten Trennung von Staat und Kirche (etwa in Frankreich) die europäischen Behörden solcherlei (unterschwellige?) religiöse Deutungen des europäischen Symbols weit von sich weisen.

Bemerkenswert ist: **Das säkularisierte Europa hat offiziell die alten Pilgerwege nach Santiago als schützenswertes Kultur-Erbe entdeckt und „ausgezeichnet“.**

„Europa“ hat das Pilgern wiederbelebt, wie auf ihre Weise auch Johannes Paul sowie Hans-Peter K., der Entertainer: Auf Pilgerschaft (lat.: „peregrinatio“) ist wörtlich, wer „sich vom Acker macht“ („per egre“)!

Bei uns, den auf Marburg zu Pilgernden, war unterwegs **Elisabeths** Wirken viel stärker im Blick als die vielen **Jakobus**-Erzählungen. Exemplarisch haben wir mit allen Sinnen (und dem schönen Buch von W. Fährmann) aber das berühmte „Hühnerwunder“ zu be-greifen versucht. Der Elisabethpfad 3 ist (gegenläufig) auch gekennzeichnet als ein Weg der Jakobuspilger. Früher wollten etwa die von Eisenach kommenden und westwärts Pilgernden auch die Heiligtümer in Marburg, Köln, Aachen, Trier usw. besuchen, wenn sie sich zum (vermeintlichen) **Grab des San Tiago, des St. Jakob**, aufmachten nach **compostela**, (fälschlich) gedeutet als „**Sternenfeld**“, lat.: „**campus stellae**“.

Eine kritische Erörterung ganz vieler **Mythen** steht hier nicht an: Soll etwa Jakobus selber in Spanien gepredigt haben? Er sei dort begraben,

er habe gegen die Mauren gesiegt usw. - Und in Aachen ist auf dem Karls-Schrein dargestellt, dass ein Traum Karl d. Gr. zum „Sternenfeld“ zog. Er habe da siegreich gegen die Sarazenen gekämpft ... - Ganz alte Mythen lassen die Seelen der Toten dem alten „**Sternen-Weg**“ folgen: der **Milchstraße**, gen Westen bis zur **Finsternis**, „finis terrae“, zum Ende der (damaligen) Welt, wo die Sonne im Meer untergeht.

Wir Heutigen dürf(t)en wissen, dass vielerlei alte Pilger-Erzählungen „historisch unzuverlässig“ oder gar „Fälschungen“ sind, und dürfen dennoch nach ihrem möglichen Sinn für uns zumindest fragen.

Zumeist werden wir Heutigen wohl nicht mehr der Sünden wegen zu „Reliquienschreinen“ aufbrechen. Warum dann heute pilgern? Mutmaßlich gibt es heute fast so viele Antworten darauf, wie es Pilgernde gibt. Unseren eigenen kurzen Lebensweg und das Kreisen unseres kleinen Planeten Erde und deren Zukunft vor IHM, dem „großen Geheimnis“, bewusst zu bedenken, das scheint mir am wichtigsten. - Wege und Orte, an denen schon Scharen von Menschen vor uns mit ihrem Lob und ihren Bitten, mit ihren Klagen und Hoffnungen beisammen waren, atmen einen besonderen Geist. (Selbst dann, wenn die mit diesen Lokalitäten verbundenen Bräuche, Erzähl- und sonstigen Wallfahrtstraditionen - für uns - auch etwas z. T. völlig Unnachvollziehbares beinhalten.). Allerdings: Wo beispielsweise der Pilgerpatron Jakobus (wie zu alten Kreuzzugszeiten) als „Maurentöter“ propagiert oder sonstwie ideologisch gegen „den“ Islam „mobilisiert“ wird, ist's nicht harmlos. Dann wird in einer Welt, in der politische oder religiöse Fundamentalisten, manche Machthaber beider Seiten und Medienleute den „Clash der Zivilisationen“ heraufbeschwören oder bewusst anzetteln, Widerspruch und Widerstand fällig und nötig.

In Marburg, nach unserm Abschluss-GOTTESDIENST, sprach mich eine Kirchen-Kiosk-Mitarbeiterin an: Im Autoradio habe sie auf der Hinfahrt von aktuell-schlimmen „arabischen Ausschreitungen“ wegen eines „westlichen Hetzfilmes“ gegen den Propheten Mohammed gehört.

Zu Beginn der Liturgie hörte sie dann unsern gesungenen Litanei-Vers:
„**MIT MUSLIMISCHEN MENSCHEN BEIM HADDSCH IN MEK-**

KA sind wir unterwegs zu DIR.“ Und da seien ihr die Tränen gekommen ... ! Das wiederum hat mich bewegt; 2004 habe ich übrigens erstmals an einem von Pax Christi organisierten Pilgern mit Menschen christlichen wie muslimischen Glaubens teilnehmen können - „Nur Gast sein auf Erden“ – die mit dem Pilgern verbundene Spiritualität kann durchaus in Leuten aus verschiedenen religiösen Traditionen ein neues Bewusstsein von der Vor-läufig-keit dieser unserer Welt schaffen und stärken. Kann „abrahamisches Pilgern“ (d.h. ein gemeinsames mit Juden, Christen und Muslimen) uns auch bestärken im hoffnungsfrohen und aktiven Suchen nach einer „ganz anderen Welt“ und „DEM GANZ ANDEREN“...?

Pilger/innen unserer Gruppe würden gewiss gern von ihren **ganz individuellen Stern-Stunden-Erlebnissen** auf dem Weg berichten: Von einer besonders wohltuenden Geste etwa, oder einer schmackhaften Mahlzeit nach langer Strecke. Von einem erhellenden Gespräch (das evtl. ein Problem lösen oder uns zu besserer Selbsterkenntnis helfen kann). Von tief zu Herzen gehender Musik, vom Mit-Tragen einer Last. Von einer mitreißenden GOTTESDIENST-Erfahrung in der Kleingruppe. Von einem kleinen Fest – unterwegs ganz unerwartet für jemanden vorbereitet.

Von einer überraschenden Einladung durch fremde, freundliche „Dusch-Paten“, vom schweigenden Durchwandern dichter Wälder, und von manch anderem mehr.

Abschließend eine weiterführende Betrachtung noch: Allmorgendlich vor dem Aufbruch haben wir gesungen: „*Uns möge aufstrahlen das Licht aus der Höhe, um unsere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens!*“ Mit diesem „Benedictus“-Vers (vgl. Lk 1,57) haben wir uns immer wieder auf den **Morgenstern** bzw. die **Sonne** hin „orient“-ieren lassen, symbolisch auf IHN, Christus, selbst. Die Nachbildung des großen Sterns auf einem der Marburger Türme war unser gemeinsames **Pilgerzeichen**. Allen wurde dieser Stern vom Vorsitzenden des Elisabethpfad-e.V., unserem Pilgerpfarrer Bernhard Dietrich, feierlich umgehängt. Im „Pilgerbüchlein“ hat sein Amtsbruder Paul M. Clotz unter anderem eine motivierende Meditation vorgelegt zur Siebenzahl der Strahlen dieses Sterns - in Verbindung mit dem hebräischen Namen ELISABETH: „Mein GOTT ist mein Ein und Alles“. Von den wieder sieben (!) „Werken der

Barmherzigkeit“ ist auf unserm kleinen **Pilgerstern** dargestellt, dass Elisabeth Unbedachte, Kranke bzw. Pilgernde beherbergt hat.



Umseitig abgebildet sind Elisabeths Grabkirche und auch die drei von Süden und aus Ost wie West auf sie zustrebenden „Elisabethpfade“.

Dies Bild vom **Sternpilgern**, aus verschiedenen Richtungen auf ein GOTTESHAUS zu, hat für mich noch eine eigene Dimension. Auch das konkrete Erleben bzw. die geistige/geistl. Verbundenheit „mit dem ganzen pilgernden GOTTESVOLK“ sogar aus „fremden“ Religionen, das Unterwegssein „mit Menschen verschiedener Völker und Farben“ (z.B. die Anwesenheit afrikanischer Gäste beim letzten Pilgerfest oder meine persönliche lange Weg-Gefährtschaft mit einem Pilgerfreund aus Polen!) – das alles erinnert mich auch an die uralte prophetische Verheißung von der „Völkerwallfahrt“.

Völkerwallfahrt, diese biblische Vision ist bekanntlich zweimal (bei Micha 4 und Jesaja) überliefert. Und sicherlich könnten unsere Mitpilgerin Christel aus Dresden und andere uns dazu viel erzählen. Denn persönlich wichtig wie auch politisch wirksam wurde die alte Vision in der ehem. DDR: Dieser Traum vom „Umschmieden aller Schwerter zu Pflugscharen“ beflügelte jene ursprünglich kleinen Gruppen, die damals „mit Kerzen und Gebeten“ zur friedlichen Revolution und zum Ende der wechselseitigen Ost-West-Bedrohung wesentlich beigetragen haben.

Am Ende der „alten“ Zeiten werden die Völker – so verkünden’s Propheten – hin „zum Haus des HERRN pilgern“. Von jenen, die sich an GOTTES guten Weisungen zum Leben (wie an Leit-Sternen) vorbildlich „orientieren“, können zerstrittene Völker imitierend lernen: Frieden in Gerechtigkeit ist nicht un-möglich! Und endlich könn(t)en sie ihre Megaproduktion von Vernichtungspotential zugunsten der (Über-) Lebensmöglichkeiten von Vielen auf diesem Planeten „umrüsten“.

Der Marburger „Pilgerstern“ kann uns auch solche Zusammenhänge auf-gehen lassen. Manche mögen denen vielleicht mal weiter nach-gehen ... (?)

Eberhard Ockel

Kästners Letztes Kapitel

Am 12. Juli des Jahres 2003
lief folgender Funkspruch rund um die Erde:
dass ein Bombengeschwader der Luftpolizei
die gesamte Menschheit ausrotten werde.

Die Weltregierung, so wurde erklärt, stelle fest,
dass der Plan, endgültig Frieden zu stiften,
sich gar nicht anders verwirklichen lässt,
als alle Beteiligten zu vergiften.

Zu fliehen, wurde erklärt, habe keinen Zweck.
Nicht eine Seele dürfe am Leben bleiben.
Das neue Giftgas krieche in jedes Versteck.
Man habe nicht einmal nötig, sich selbst zu entleiben.

Am 13. Juli flogen von Boston 1000
mit Gas und Bazillen beladene Flugzeuge fort
und vollendeten, rund um den Globus sausend,
den von der Weltregierung befohlenen Mord.

Die Menschen krochen winselnd unter die Betten.
Sie stürzten in ihre Keller und in den Wald.
Das Gift hing gelb wie Wolken über den Städten.
Millionen Leichen lagen auf dem Asphalt.

Jeder dachte, er könne dem Tod entgehen.
Keiner entging dem Tod, und die Welt wurde leer.
Das Gift war überall. Es schlich wie auf Zehen.
Es lief die Wüsten entlang. Und es schwamm übers Meer.

Die Menschen lagen gebündelt wie faulende Garben.
 Andre hingen wie Puppen zum Fenster hinaus.
 Die Tiere im Zoo schrieten schrecklich, bevor sie starben.
 Und langsam löschten die großen Hochöfen aus.

Dampfer schwankten im Meer, beladen mit Toten.
 Und weder Weinen noch Lachen war mehr auf der Welt.
 Die Flugzeuge irrten, mit 1000 toten Piloten,
 unter dem Himmel und sanken brennend ins Feld.

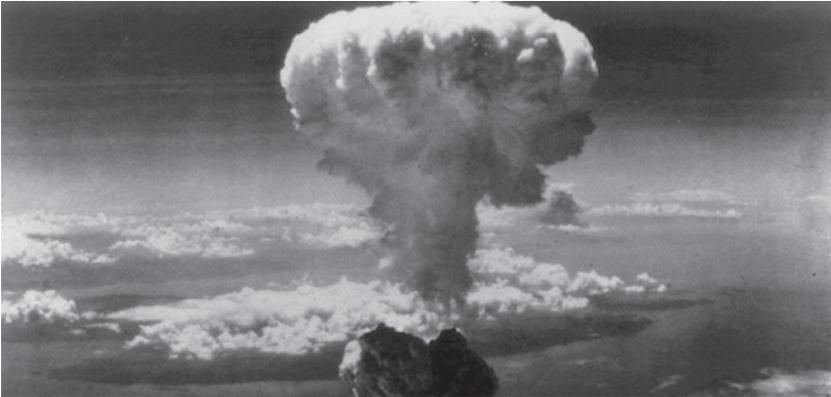
Jetzt hatte die Menschheit endlich erreicht, was sie wollte.
 Zwar war die Methode nicht ausgesprochen human.
 Die Erde war aber endlich still und zufrieden und rollte,
 völlig beruhigt, ihre bekannte elliptische Bahn.



Das Gedicht erschien als letztes 1930 in der Sammlung „Ein Mann gibt Auskunft“: eine wahrhaft gespenstische Prophezeiung, die ihren Autor als einen Seismographen gesellschaftlicher Stimmungen ausweist. Kästners Lebenslinie 1899-1975 ließ ihn zwei Weltkriege und die Großmannssucht und Lernunfähigkeit vieler seiner Zeitgenossen erleben: zeitgleich mit der Entstehung des Gedichts, das in den Kontext seiner Gebrauchsliteratur (sein Zwang: jede Woche ein Gedicht)

gehört, erlebt Kästner das Erstarken antidemokratischer Kräfte von links und von rechts, die sich relativ ungehindert in den Straßen Berlins Straßenschlachten liefern. Und er erlebt den schrankenlosen nationalen Egoismus der europäischen Staaten, die sehenden Auges in einen neuen Krieg hineinschlittern. Kästner erlebt die Menschen intolerant nationalistisch oder biedermeierlich konservativ. Sie scheinen blind und taub in eine neue Diktatur hinein zu taumeln, nachdem sie gerade ein großmannssüchtiges Kaiserreich hinter sich gelassen haben.

Der 14. Juli ist der Nationalfeiertag der Franzosen; möglich, dass Kästner daher die Daten in seinem Gedicht unmittelbar davor ansetzt. Bezeichnend für seine pessimistische Sicht scheint die Fiktion einer Weltregierung, die nichts anderes im Sinn hat, als die ihr anvertrauten Bürger zu ermorden.



Dass die Welt völlig aus den Fugen ist, unterstreicht auch das unregelmäßige Metrum. Es bewirkt einen holprigen Rhythmus, der in der Tradition der ältesten fünfhebigen gereimten Versform steht: dem Vers, der bevorzugt seit Beginn der Sonettichtung für diese strenge Gedichtform verwendet wird. Er lebt von fünf Betonungsstellen je Vers, die allerdings streng alternierend gebaut sind; Hier folgen sie jedoch keiner Regel. Jeder Vers wird in seinem Takt beschrieben, wobei - für betonte Silbe steht und v für unbetonte Silbe. Die Figur - v bezeichnet man als Jambus (betont / unbetont), die Figur - vv als Daktylus (betont / unbetont / unbetont). Beginnt ein Vers mit einer unbetonten Silbe, spricht man von Auftakt. Der Routinier Kästner hat sich sicherlich genau überlegt, warum er diesen edlen Takt so verunziert und gelegentlich auch seines Auftakts beraubt, wenn die Aussage besonders drastisch wird...

Am 12. Juli des Jahres 2003	v - v -vv - v - v -
lief folgender Funkspruch rund um die Erde :	v - vv - v - vv - v
dass ein Bombengeschwader der Luftpolizei	-(v)v - vv - vv - vv -
die gesamte Menschheit ausrotten werde.	v(-)v - v - v - vv - v

Schon der erste Vers mischt 5 Hebungen in Jamben und Daktylen (zwölf-ten Juli des Jahres zweitausend(und)drei) aufweist, schwenkt der zweite Vers auf einen Vierertakt ein, der zwei Jamben und zwei Daktylen kombiniert. Der dritte Vers überlässt es dem Sprecher, ob er vom einsilbigen auf den zweisilbigen Auftakt wechseln will oder bereits das Funktionswort „dass“ betont und damit ähnlich wie im erste Vers den Takt strukturiert; der vierte Vers streckt eindeutig den Auftakt über zwei Silben und reduziert die Daktylen auf eine, die aber ein besonderes Gewicht bekommt (**ausrotten**). Zudem sind die Betonungsspitzen relativ uneindeutig markiert: die erste könnte auf dem Datum, aber auch auf dem Jahr liegen, die zweite auf dem „Funkspruch“, auf dem „folgender“ oder auf „Erde“, die dritte könnte auf „Bombengeschwader“ oder „Luftpolizei“ und die vierte auf „Menschheit“ oder auf „ausrotten“. Eine Luftpolizei ist eine futuristische Fiktion Kästners und das Verb ausrotten wird i.d.R. für Tiere verwendet. Richtet man den Blick auf den Stil, stellt man fest, dass „die gesamte Menschheit“ wesentlich gravierender wirkt als „*alle Menschen*“, eine Wortwahl, die sich ebenso in das Metrum einfügen würde. Zum Fanal wird diese Strophe durch die Klangauffälligkeiten: Klinger wie J und F doppelten sich in Vers 1 und 2 im Anlaut bedeutungstragender Wörter. Die Botschaft haut rein! Erst auf den zweiten Blick fällt auf, dass der Funkspruch indirekt vermittelt wird, als hätte der Sprecher Scheu, eine so grausige Botschaft im Klartext zu übermitteln. Noch weiß der Leser gar nicht, wer der Absender des Funkspruchs ist.

Die zweite Strophe steigert diesen Eindruck:

Die Weltregierung, so wurde erklärt, stelle fest,	v - v - vv - vv - vv -
dass der Plan, endgültig Frieden zu stiften,	v(-)v - - vv - vv - v
sich gar nicht anders verwirklichen lässt,	v - v - vv - vv -
als alle Beteiligten zu vergiften.	v - vv - vv - v - v

Wieder wird die Strophe fünfhebzig eingeleitet, obwohl hier die Betonungen sehr unterschiedlich gewichtet sind: eigentlich sind nur drei wirklich wichtig: die Weltregierung, erklärt, fest. Und auch hier wird das Anstößig-Entsetzliche indirekt zum Ausdruck gebracht. Nicht die Weltregierung

erklärt, sondern ein anonymer Sprecher, der sich hinter der Passivform verbirgt. Der Zynismus der Aussage ist kaum zu übertreffen: Frieden kann nur durch Ausrottung aller Beteiligten erreicht werden, weil Menschen generell nicht friedensfähig sind. Der erste Vers enthält eine doppelte Distanzierung: die erste besteht in der eben erwähnten Passivform, die zweite im Konjunktiv „stelle fest“. Der Schreiber sichert sich also doppelt ab, ohne seine Quelle nennen zu müssen. Betont wird, wie man das aus politischen Verlautbarungen ja kennt, dass die Maßnahme alternativlos ist. Herausgehoben durch den Hebungsprall (zwei aufeinander treffende Betonungen werden auch als Spondeus bezeichnet) wird der gescheiterte Plan; eine mögliche Alternative sähe so aus: dass der Plan, endgültig Frieden zu stiften, v - v - vv - vv - v

Und wieder bleibt einiges mehrdeutig in der Betonungsverteilung der Strophe: Betonungsspitzen könnten auf „Weltregierung“, auf „erklärt“ und auf „fest“ liegen; sodann im zweiten Vers auf „Plan“ auf „endgültig“ oder auf „Frieden“, wobei sogar noch die Möglichkeit besteht, die

Foto: Gerd Altmann/Carlsberg1988 / pixelio.de



Betonungsspitze auf „stiften“ zu legen. Und auch der dritte Vers bietet mindestens drei Alternativen für die Betonungsspitze an: „Anders“, „verwirklichen“ und „lässt“; ebenso bieten sich im vierten Vers mehrere Möglichkeiten, wobei sich unschwer durch Sprechproben ermitteln lässt, wie weit die Alternativen Deutungsvarianten bewirken. Zu den Betonungsvarianten des letzten Verses fällt vor allem die Betonungsopposition „alle“ und „Beteiligten“ in den Blick. Fällt die Betonungsspitze auf „alle“, stellt sich der Hörer die Frage, wer dazugehört; wird hingegen „Beteiligten“ in besonderer Weise herausgehoben, gewinnt man den Eindruck, es gebe einen Kreis von eingeweihten Friedensfreunden, die man vorrangig liquidieren müsse.

Und wieder stellt sich der Klang in den Dienst der unregelmäßigen Takte: allerdings treten die Alliterationen (so nennt man gehäuft auftretende Anfangslaute) stärker auseinander als in der ersten Strophe: das W und das F, die wunderbarerweise phonetische Opponenten (stimmhaft/stimmlos) bilden.

Zu **fl**iehen, **w**urde erklärt, habe **k**einen Zweck. v - v - vv - vv - v -

Nicht **e**ine Seele **d**ürfe am Leben **b**leiben. v - v - v - vv - v - v

Das **n**eue Giftgas **k**rieche in jedes Versteck. v - v - v - vv - vv -

Man **h**abe nicht einmal **n**ötig, sich **s**elbst
zu **e**ntleiben. v - v - vv - vv - vv - v

Die Effektivität der Maßnahme - man ist geneigt, an deutsche Gründlichkeit zu denken - steht im krassen Gegensatz zur Moralität und Legitimität. Wieder fallen die doppelten Distanzierungen auf: wieder wird erklärt, wieder der Konjunktiv Präsens benutzt. Immerhin wechselt in dieser Strophe die Perspektive: die Erklärung wird durch eine Zielsetzung unterbrochen und durch einen Nutzeffekt abgeschlossen. Allerdings aufgrund des entsetzlichen Inhalts ist der Zynismus kaum zu übertreffen. In dieser Strophe stiften variable Betonungsspitzen große Deutungsunterschiede: liegt der Hauptschwerpunkt auf „fliehen“, so ist ein verächtlicher Unterton beinahe unvermeidlich; „wurde“ als Spitzenbetonung entlarvt die ganze Aussage ironisch als Betrug, „erklärt“ als Zentrum des Verses führt zur Distanzierung zurück, und „Zweck“ unterstreicht die Folgenlosigkeit jeder Gegenmaßnahme. Auch die in den folgenden Versen möglichen Hauptbetonungen bilden die Anker für folgenreiche Deutungsunterschiede. Grammatisch besteht noch ein entscheidender Unterschied zwischen der zweiten und dritten Strophe: in der zweiten wird die indirekte Rede durch das „dass“ ausgedrückt und der Satz erstreckt sich über die ganze Strophe, in der dritten herrscht Konjunktiv Präsens und der Infinitiv mit zu vor, besonders pointiert durch die Inversion (der Satz in Vers 1 beginnt mit dem Verbteil) und die vier Sätze, die jeweils die Verse einnehmen.

Was den Klang angeht, hat sich diese Strophe generell auf einsilbigen Auftakt festgelegt. Und all Verse lassen sich fünfhebzig und alternierend

jambisch oder daktylisch auffassen. So kommt der Gipfel des Zynismus in der Strophe beinahe spielerisch-tänzerisch her. Mögliche Alliterationen sind in die Bedeutungslosigkeit zurück gefallen (auffällig scheint das Z im ersten und letzten Wort des ersten Verses); relevant ist hingegen die Wiederholung des Anfangs der zweiten Strophe: „wurde erklärt“.

Wie die gesamte Erklärung lautet, bleibt offen: der Hörer gewinnt jedenfalls den Eindruck, die relevanten Informationen erhalten zu haben. Zwischen der dritten und vierten Strophe klafft ein Zeitsprung: der Ankündigung folgt die Ausführung:

Am **13. Juli** flogen von **Boston 1000** v - vv - v - vv - vv - v
 mit **Gas** und **Bazillen** beladene **Flugzeuge fort** v - vv - vv - vv - vv -
und vollendeten, rund um den **Globus sausend,** - v - vv - vv - v - v
den von der Weltregierung befohlenen Mord. - vv - v - vv - vv -

Warum Boston, fragt sich der Leser/Hörer. Möglich, dass Kästner im Rahmen seiner politischen Gegenwart folgerichtig annahm, die Weltregierung könne ihren Sitz nur in den Vereinigten Staaten haben. Die unmittelbare Aufeinanderfolge der Daten signalisiert, dass der Befehl unverzüglich

ausgeführt wird und dass die 1000 Piloten offenbar keinerlei Skrupel haben, der Ankündigung (aus ihrer Sicht dem Befehl) die Vollendung folgen zu lassen, obwohl es sich dabei ja um ein Selbstmord-



kommando handelt. Und noch etwas ist auffällig: die Flugzeuge haben neben dem gepriesenen neuen Gas auch Bazillen geladen, um ganz sicher zu gehen; dabei bleibt offen, ob die Piloten dies aus eigenem Antrieb

(vorausgehendem Gehorsam oder Perfektionsdruck) tun oder auf Befehl, der unerwähnt bleibt. Die Tötungsmaschinerie ist jedenfalls perfekt vorbereitet. Jeder aufmerksame Leser erkennt, dass sich unter den vom Vers vorgesehenen Betonungssilben mehrere zur Betonungsspitze geeignete finden, die jeweils Deutungsaspekte besonders in den Blick heben, aber ich überlasse diese Sprechversuche dem aufmerksamen Leser. Wieder bildet die Strophe einen Satz, der zudem nur mit Parataxe (der Satzbau ist einfach ohne Nebensätze gebaut) auskommt. Die Ausführung des Ausrottungsauftrags lässt sich einfach ausdrücken. Die Häufung der Daktylen unterstreicht



gespenstisch die Aktion: als hätten die Piloten eine spielerische Aktion vor.

Klanglich bleibt die Tendenz der alliterierenden F und W erhalten, B und G tritt hier, wieder nur für den

aufmerksamen Sprecher/Hörer dazu; und die Wörter sind inhaltlich besonders im Focus, die anlautend so ausgezeichnet werden.

Spielerisch-tänzerisch, nur durch Daktylen geprägt, wirkt daher der inhaltlich entsetzlichste Vers, der die Flugzeugfracht beschreibt; ansonsten findet sich, wie schon vorher, eine unregelmäßige Mischung von Daktylen und Jamben. Zwei Unwägbarkeiten im Rhythmus bleiben, die nicht eindeutig zu entscheiden sind: im 3. und 4. Vers hat der Sprecher die Wahl zwischen vierhebig und mehrsilbigem Auftakt oder fünfhebig und Entscheidung für eine bewusste Hervorhebung sowohl der Konjunktion (die Verbrechenvorbereitung und -durchführung verbindet) als auch des Artikels, der dann Demonstrativbedeutung bekommt. Nun folgt ein Wechsel der Perspektive: über mehrere Strophen hinweg werden die Wirkungen der Maßnahme betrachtet. Dabei sollte man im Blick

behalten, dass von der Ankündigung bis zur Durchführung 4 Strophen gebraucht wurden. Die Auswirkungen zu schildern umfasst nämlich ebenfalls 4 Strophen.

Die Menschen krochen winselnd unter
die Betten.

v - v - v - v - vv - v

Sie stürzten in ihre Keller und in den Wald.

v - v - vv - v - vv -

Das Gift hing gelb wie Wolken
über den Städten.

v - v - v - v - vv - v

Millionen Leichen lagen auf dem Asphalt.

v - v - v - v - vv -

Erwartungsgemäß verhalten sich die Menschen, wie es ihre Selbstschutzzinstinkte vorgeben. Und das Entsetzliche wird einfach nur nüchtern und faktenorientiert-mitleidlos mitgeteilt. Über ihr Verhalten erfährt man nur: sie winseln, das kennt man sonst nur von Hunden. Sie verhalten sich auch so. Hilflöse und verzweifelte Aktionen. Wie sie sterben, interessiert nicht. Das Ergebnis zählt. Und das scheint im Sinn des Auftrags der Weltregierung, die sich damit ja auch selbst auslöscht, erfolgreich. Wieder begnügen sich die Sätze jeweils mit einzelnen Versen. Parallel sind die Ortsangaben an den Schluss der Verse/Sätze gerückt. Diese bilden Augenblickseindrücke ab, die man sich auch als Fotos vorstellen könnte.

Klanglich scheint das Metrum (die Betonungsstruktur im Vers) wieder bei durchgängig einsilbigem Auftakt angekommen; und die Mischung zwischen Jambus und Daktylus ist zu Lasten des letzteren entschieden: er taucht in jedem Vers nur noch einmal auf. Aber der Fünfheber präsentiert sich überraschend parallel, wenn die Betonungsverteilung wie vorgeschlagen realisiert wird.

Alliterierend (anlautend) drängen sich W's, G's, K's, M's und L's in die Aufmerksamkeit, und wieder sind es überwiegend anlautende Klinger (klingende Konsonanten), die die gespenstische Stimmung prägen; von den regelmäßig am Schluss der Verse in Hebungsposition stehenden Vokalen der Präpositionen abgesehen.

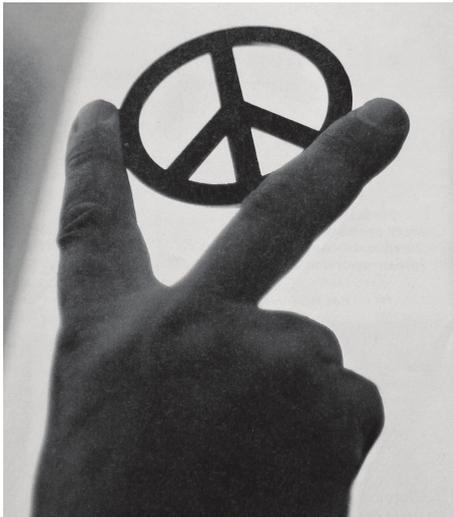
Jeder **dachte**, er könne dem **Tod** entgehen. - v - vv - vv - v - v

Keiner entging dem **Tod**, und
die Welt wurde **leer**. - vv - v - vv - vv -

Das **Gift** war **überall**. Es schlich wie auf **Zehen**. v - v - v - v - vv - v

Es **lief** die **Wüsten** entlang. Und es schwamm
übers **Meer**. v - v - vv - vv - vv -

Die gespenstische Sachlichkeit und Nüchternheit wird hier syntaktisch womöglich verstärkt: Vers entspricht Satz in den ersten beiden Versen, in den letzten beiden brauchen die Sätze nur Halbverse, um die Ubiquität und Allgegenwart des Giftes zu beschreiben. Erstmals werden Gedanken



erwähnt, die jedoch nachfolgend durch die Wirklichkeit als gegenstandslos entlarvt werden. Der Berichtstatter erweist sich als allwissend, als über dem Geschehen stehend; er registriert, was aus dem Mordauftrag weltweit wird.

Der Auftakt wird anfangs aufgegeben zugunsten der harten Kontrastierung Jeder/Keiner. Die Korrespondenz zwischen Vers 1 und 2 stützt auch die figura etymologica (entgehen/entging) und die anaphorische

Wiederaufnahme „dem Tod“. Die Liste der Alliterationen erweitert sich: weiter Geräuschlaute wie „sch“, „G“, „K“, „L“ und erneut ein Zusammentreffen von „W“. Stets haben die alliterierenden Wörter eine inhaltliches Gewicht, das so unterstrichen wird. Das Betonungsproblem stellt sich auch hier, aber ich gehe den unterschiedlichen Möglichkeiten nicht nach: sie entwickeln sich zunehmend in Richtung auf Stimmungen. Die Endsituation kündigt sich an: dem dienen die beiden folgenden Strophen:

Die Menschen lagen gebündelt wie
 faulende Garben. v - v - vv - vv - vv - v

Andre hingen wie Puppen zum Fenster hinaus. - v - vv - vv - vv -

Die Tiere im Zoo schrieen schrecklich,
 bevor sie starben. v - vv - vv - vv - v - v

Und langsam löschten die großen Hochöfen aus. v - v - vv - v - vv -

Dampfer schwankten im Meer,
 beladen mit Toten. - v - vv - v - vv - v

Und weder Weinen noch Lachen war mehr
 auf der Welt. v - v - v - v - v - vv -

Die Flugzeuge irrten, mit 1000 toten Piloten, v - vv - vv - v - vv - v

unter dem Himmel und sanken brennend
 ns Feld. - vv - vv - v - vv -

In diesen Strophen deutet sich eine emotionale Beteiligung des Berichtenden an: in den Vergleichen (wie „faulende Garben“, „wie Puppen“), die entsetzliche Bilder im Leser/Hörer wachrufen, und in den Versen

„Die Tiere im Zoo schrieen schrecklich, bevor sie starben“.

„Und weder Weinen noch Lachen war mehr auf der Welt“.

In diesen Versen finden sich vermehrt Daktylen und einsilbiger Auftakt, womit die grauenvollen Aussagen in die Leichtigkeit des Dreiertaktes gekleidet werden. Der durchweg parallele Bau der Sätze wird durch den Chiasmus (Kreuzstellung der Subjekt - Prädikat-Stellung in aufeinanderfolgenden Sätzen) konterkariert, der in den entsprechenden Versen kursiv hervorgehoben wird:

Die *Tiere im Zoo schrieen* schrecklich, bevor sie starben.

Und langsam *löschten die großen Hochöfen* aus.

Der Gegensatz zwischen lebenden und toten Dingen (Tieren und Hochöfen) wird durch den Chiasmus subtil unterstrichen. Die Einfachsätze und die parataktische Bauart werden beibehalten. Allerdings erstreckt

sich der letzte Satz über zwei Verse, und die Subjektstellung wird von unbelebten Dingen eingenommen - „Hochöfen“, „Dampfer“, „Weinen“ und „Lachen“ und „Flugzeuge“ beherrschen die noch immer grausige Szenerie.

Klanglich herrscht wieder eine Mischung zwischen Jambus und Daktylus vor, wobei die Einteilung nicht eindeutig und darum wiederum die Betonungsrealisierung und Deutung der Strophen diffus erscheinen.

Ein Beispiel bildet der Vers: „Die Tiere im Zoo schrieen schrecklich, bevor sie starben“. Er kann auch so, wie oben im Kontext, skandiert werden. Im einen Fall gibt es einen harten Hebungsprall und der Fokus der Beobachtung liegt auf dem Schreien der Tiere; im anderen Fall liegt die Betonung auf dem Beobachtereindruck „schrecklich“. Fast durchgängig herrscht der Dreiertakt der Daktylen vor: ein schrecklicher Kontrast, der beinahe den Eindruck erweckt, als dringe der Inhalt nicht bis zum Sprechrhythmus durch. Drei Verse lassen sich nur ohne den sonst üblichen Auftakt klanglich und rhythmisch fassen: „Andere“ korrespondiert unmittelbar mit dem vorangegangenen Vers, „Dampfer“ lassen sich schlechterdings nicht als Auftakt auffassen, zumal der Vers sonst betonungsmäßig in Schwierigkeiten geriete; „unter dem Himmel“ verlangt aus inhaltlichen und metrischen Gründen nach Auftaktlosigkeit. Auch hier werden die Inhaltswörter durch Alliterationen hervorgehoben: am auffälligsten wirkt die sch-Wiederholung („schrieen schrecklich... starben“). Wieder beherrscht das W einen Vers „weder Weinen...war... Welt“; sein stimmloser Opponent („Flugzeuge... Feld“) tritt unauffällig daneben in Erscheinung; auch das T macht sich auffällig bemerkbar, wobei eine Wortwiederholung und ein Schlagreim (1000 toten Piloten) das Klangphänomen noch stärker hervorhebt. Merkwürdig wirkt der Widerspruch zwischen Verb und Adverb („sanken brennend“): mit dem Verb sinken verbindet sich eine sanfte Bewegung, üblicherweise in ein flüssiges Medium, an deren Ende nur schwer ein Brand vorstellbar ist. Gleichwohl vollendet sich der Weltbevölkerungs-Mord im Meer und unter dem Himmel - dort, wo das Leben vor grauer Vorzeit seinen Ausgangspunkt genommen hat.

Ganz besonders zynisch klingt am Ende die letzte Strophe:

Jetzt hatte die Menschheit endlich erreicht,
was sie wollte. v - vv - v - vv - vv - v

Zwar war die Methode nicht ausgesprochen
human. v - vv - vv - v - vv -

Die Erde war aber endlich still und zufrieden
und rollte, v - vv - v - vv - vv - v

völlig beruhigt, ihre bekannte elliptische Bahn. - vv - v - vv - vv - vv -

Wer den Bericht genau gelesen hat, wird eine Angabe über die Dauer dieser Tragödie vermissen: wann das „Jetzt“ anzusetzen ist, verschweigt der Text. In dieser Strophe erscheint der Berichterstatter vollends allwissend: die Menschheit hat dieses Ende gewollt; aus dem Mord der Weltregierung wird im Rückblick ein kollektiver lange im Voraus geplanter Selbstmord. Auch hier ein wenngleich überaus ironischer Hinweis auf Bewertung: „nicht ausgesprochen human“. Der sonst im Gedicht gebrauchte parataktische Satzbau wird in dieser Strophe im Anfangsvers durch einen denkbar knappen hypotaktischen Satz aufgebrochen: diese Struktur unterstreicht den zynischen und paradoxen Inhalt des Verses. Impliziert wird, dass die Menschheit schon immer auf ihren Untergang hingearbeitet hat. Und die Erde wird personifiziert, wie es auch geschieht in dem Kästner sicher bekannten Kinderbuch von Karl Ewald „Mutter Natur erzählt“³ in der Begegnung der Erde mit einem Planeten oder mit dem Mond, in der die Erde die Menschen als „eine Art Ungeziefer“, das sie nicht loswerden kann, bezeichnet. Beinahe drängt sich dem Leser der Eindruck auf, diese letzte neunte Strophe distanzieren sich vom Geschehen noch stärker als alle anderen Strophen. Der Leser gewinnt den Eindruck, als sei der Autor der letzten Strophe ein gottähnliches Wesen. Und ganz unauffällig deutet „war aber endlich“ darauf hin, dass die Erde mit den menschlichen Bewohnern vorher nie zufrieden war und diese schon

3 Stuttgart 1963, S. 21ff.

immer loswerden wollte. Menschheit und Erde verbinden sich durch das „endlich“ zum gleichen Ziel.

Auch hier unterstreichen und unterstützen die Alliterationen die inhaltliche Aussage: M und W sind unübersehbar; der Schlagreim („zwar war“) ist zwar unauffällig, aber dennoch deutlich sicht- und hörbar. Auch wird hier der mögliche Wechsel der Betonungsspitze (und zugleich damit der Verzicht auf den Auftakt am Anfang der Strophe) durch „jetzt“ oder „hatte“ ausgesprochen bedeutsam. Die erste Variante betont triumphierend (oder gehässig) den Zeitpunkt einer Zielerreichung, während die zweite auf den Erfolg fokussiert. Und auffällig auch, dass die beiden letzten Verse, gemeinsam einen parataktischen Satz bildend, metrisch eindeutig sechs Hebungen verlangt, wobei der vorletzte Vers den Auftakt vorangegangener Strophen übernimmt, der letzte gleichsam den jambisch-daktylischen Fluss durch Verzicht auf den Auftakt fortsetzt. Damit ähnelt der entstehende Versrhythmus dem Alexandriner:

Die Erde war aber endlich still und zufrieden und rollte,
völlig beruhigt, ihre bekannte elliptische Bahn.

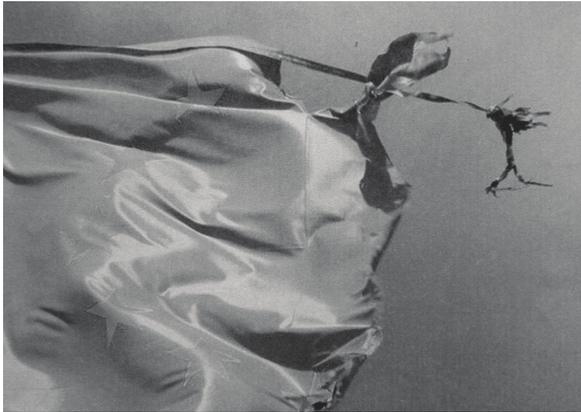
Man glaubt als Leser in der Mitte des Verses eine Zäsur zu erspüren, zumal die Ergänzungen in der Tat denkbar sind als Ergebnis einer Formulierungssuche.

Im gesamten Gedicht findet sich ein Kreuzreim, der durchgängig zwischen einsilbigen (männlichen) und zweisilbigen (weiblichen) Reimen abwechselt. Auffällig dabei: nur in der ersten Strophe sind die einsilbigen Reime voll (sie enden auf Vokal), während sie überall sonst stumpf sind (sie enden auf Konsonant). Insofern liegt ein für Kästner völlig normales Gebrauchsgedicht vor, das in den Reimen korrekt und ohne größere Auffälligkeiten gestaltet ist, hingegen inhaltlich wie eine Bombe wirkt - vermutlich nicht ohne Absicht so hart kontrastiert.

Man muss sich wirklich klarmachen, dass zur Zeit der Entstehung dieses Gedichts kein Mensch auf die Idee einer menschlichen Selbstvernichtung gekommen ist, das atomare Wettrüsten war in weiter Ferne, die Grenzen des Wachstums und damit eine ökologische Katastrophe außerhalb jeder

Überlegung. Und dennoch ein solcher Text! Kästner hatte zweifellos einen Spürsinn für menschliche Borniertheit und Überheblichkeit, er kann beobachtet haben, dass kriegerische Auseinandersetzungen und Innovationen in der Waffentechnologie stets mehr Ressourcen frei setzten als Investitionen für den Frieden es jemals vermochten. „Das Märchen von der Vernunft“ ist ein zusätzlicher Beleg dafür, wie dramatisch Kästner die

Bedrohung durch die Entwicklung immer perfekterer Waffensysteme sieht und sich als Warner begreift.



Zeitgleich entstanden Couplets wie „Am 30. Mai ist der Weltuntergang...“ oder in „Frau Luna“ von Ralph Benatzki:

„Wenn der Erdenball zerplatzt, sind wir sowieso verrätzt...“, die sich über endzeitliche Katastrophenfantasien (auch am Ende des Neuen Testaments in der Johannes-Apokalypse) lustig machen.

Kein Wunder, dass Kästner es ans absolute Ende seiner Sammlung „Ein Mann gibt Auskunft“ stellte. Auch dass er den doppeldeutigen Titel „Das letzte Kapitel“ wählte, der neugierig macht und dann so schockiert!

Prof. em. Dr. Eberhard Ockel gehört der SprecherInnengruppe von PAX CHRISTI im Bistum Münster an und ist Mitglied der Redaktion

Ferdinand Kerstiens

Leserbrief

zu der Aufkündigung des Vertrages zwischen der deutschen Bischofskonferenz und Professor Pfeiffer über die wissenschaftliche Untersuchung des Missbrauchs von Kindern und Jugendlichen durch Priester der Katholischen Kirche

Scham und Wut

Nach über 50jähriger Tätigkeit als katholischer Priester muss ich offen eingestehen: Ich schäme mich für meine Kirche und ihre Bischöfe! Sie wollen keine unabhängige Untersuchung der Verbrechen von Priestern und Ordensleuten an Kindern und Jugendlichen. Lange haben sie diese Verbrechen verdrängt und verschwiegen. Als es nicht mehr möglich war zu leugnen, haben sie Offenheit und Transparenz in der Aufklärung versprochen. Ich kenne die einzelnen Paragraphen des Vertrages nicht, um die es bei der Kontroverse mit Pfeiffer geht. Vielleicht haben beide Seiten zu wenig sorgfältig gearbeitet. Aber trotz aller gegenteiligen Behauptungen der Bischöfe scheint mir, dass sie keine unabhängige Untersuchung wollen. Einige Bischöfe haben offensichtlich kalte Füße bekommen, wenn alles wissenschaftlich untersucht wird und was dann herauskommen mag auch über das falsche Handeln der Bischöfe selber. So haben sie das ganze Unternehmen blockiert. Die Mehrheit der anderen Bischöfe hat sich - so scheint es - von den wenigen unter Druck setzen lassen. Die Verantwortung für die Aufkündigung betrifft deswegen die ganze Bischofskonferenz.

Ich kann Professor Pfeiffer gut verstehen, wenn er auf einer zensurfreien Veröffentlichung der wissenschaftlichen Ergebnisse besteht. Die Bischofskonferenz hat in der Vergangenheit schon manche von ihr in Auftrag gegebenen Untersuchungen in den Schubladen verschwinden lassen, so z.B. zum Zölibat. Bei anderen hat sie versucht, die Veröffentlichung zu verhindern, wie bei der Untersuchung zu den ausländischen

Priestern in Deutschland. Wenn schon eine Nachfrage von Pfeiffer, ob Akten vernichtet worden seien, als Vertrauensbruch bezeichnet werden, dann sieht man wie dünn das Vertrauen war und wie man einen Grund zur Kündigung gesucht hat.

Mich packen Scham und Wut, wenn jetzt erneut die Opfer getreten werden, weil die Bischöfe die Wahrheit nicht wahrhaben wollen. Ich bin traurig und teile die Empörung der Opfer!

TERMINE

7. Mai 2013 Recklinghausen

In Vorbereitung auf die Verleihung des Johannes XXIII.-Preises entwirft Friedensarbeiter Ernst Dertmann ein spannendes Porträt des Roncalli-Papstes mit vielen Dokumenten und Bildern

Ort: Gasthaus Recklinghausen, Heilig-Geiststraße

Zeit: 19.30 h

25. Mai Münster

Verleihungsfeier des Zweiten Johannes XXIII.-Preises an das Geistliche Zentrum (Gastkirche und Gasthaus) Recklinghausen.

Ort: Akademie Franz-Hitze-Haus, Münster, Kardinal von Galen Ring

Zeit: 15 h

(vgl. die Einladung als Einhefter in diesem Heft)

26. Mai 2013 Coesfeld

Eröffnung der Ausstellung mit Vernissage „Mit einer Hoffnung unterwegs“ – Bilder von Gisela Hinricher in der Kolpingbildungsstätte in Coesfeld.

Beginn der Eröffnung: 17 h

Dauer der Ausstellung: bis zum 10.Juli 2013

23. Juni 2013 Gronau/Losser

In diesen Frühsommertagen jährt sich zum zehnten Mal die Einweihung unseres Versöhnungskunstwerkes auf der deutsch-niederländischen Grenze in Gronau/Losser.

Am Sonntag, 23.Juni findet ab 11 Uhr ein ökumenischer Gottesdienst auf dem Gelände der Oase statt (Dinkelstraße).

Am 22. Juni ab 19 Uhr wird es einen Musik- und Unterhaltungsabend auf dem Gelände der Oase geben u.a. mit der 'Combo Komplett' aus Gronau.

Die OASE erreicht man...

- aus Gronau kommend:

„Hermann-Ehlers-Str.“ Richtung Enschede, im Kreis die 2. Abfahrt „Königstr.“ -> „Dinkelstr.“

- aus Epe kommend:

„Eper Str.“ -> „Gildehauser Str.“ bis Schild Bhf, links „Spinnereistr.“ bis zum Kreis, „Lossersstr.“, die 6. rechts, „Dinkelstr.“

- aus Bentheim kommend:

„Gildehauser Str.“ bis Schild Bhf, rechts „Spinnereistr.“ bis zum Kreis, „Lossersstr.“, die 6. rechts, „Dinkelstr.“

13. Juli 2013 Münster

Wir wollen erstmals zu einem Besuch des jüdischen Gottesdienstes in der Synagoge Münster einladen.

Treffen: 9.30 h vor der Synagoge in Münster (Klosterstraße)

Aus Sicherheitsgründen ist ein Ausweis mitzuführen

GEPLANT 3. bis 10. Oktober 2013 ökumenische Pilgerfahrt nach Riga

ÖKUMENISCHE PILGERFAHRT NACH RIGA - zu den Gräbern unserer ermordeten jüdischen Nachbarn (aus dem gesamten Bistum Münster)

Es war der Wunsch laut geworden, ein zweites Mal nach Riga zu fahren. Die Fahrt ist in konkreter Vorbereitung. Sie kann aber nur stattfinden, wenn sich genügend Teilnehmende anmelden. Und dies bis spätestens zum 15. Juni 2013. Sie ist geplant von PAX CHISTI, der kath. Pfarrgemeinde St. Otger und der evang. Kirchengemeinde St. Paulus in Stadtlohn – aber offen für alle Interessierte.

Reisetermin: 3.-10. Oktober 2013 (8 Tage/ 7 Übernachtungen)

Teilnehmerzahl: 20-25

Preis pro Teilnehmer: 690,- € ohne An- und Abreise (gültig ab 20 zahlenden Teilnehmern)

An- und Abreise werden von uns als Gruppenfahrt organisiert

Folgende Leistungen sind im Preis enthalten:

- Bustransfer vom Flughafen Riga zum Hotel und zurück
- 7 Übernachtungen in einem zentralen Hotel der Mittelklasse im Doppelzimmer mit Frühstück. (Einzelzimmer sind gegen Aufpreis möglich.)
- 7x Abendessen in ausgewählten, landestypischen Restaurants (Getränke sind nicht inbegriffen)
- Programmkosten gemäß beiliegendem Programm: Ganztägige Stadtführung in Riga (Altstadt und Jugendstilbauten), Referenten, Busmiete, Eintrittsgelder
- Reisepreissicherungsschein und Organisation durch StattReisen Berlin in Zusammenarbeit mit örtlichen Leistungsträgern

Reiseleitung: Ernst Dertmann und evtl. Pfr. Stefan Jürgens

Zusätzliche Kosten (fakultative Angebote):

- Einzelzimmerzuschlag (für 7 Übernachtungen): 210 €
- Kulturveranstaltungen (je nach Wunsch und Möglichkeiten)

Vorläufiger Programmablauf:

Donnerstag, 3.10./ 1.Tag Anreise / Kennenlernrunde / Programmbe-sprechung

Freitag, 4.10. / 2.Tag Der Leidensweg der Juden aus dem Bistum Münster (Busfahrt zum Bahnhof Skirotava, zur Moskauer Vorstadt (ehem. Ghetto), Holocaust-Mahnmal (ehem. Synagoge in der Gogol-straße), Wald von Rumbula und ehemaliges KZ Salaspils)

Samstag, 5.10. / 3.Tag Zur Geschichte Rigas (geführter Stadtspaziergang durch die Rigaer Altstadt und zu den bedeutendsten Jugendstilbauten / Besuch des Okkupationsmuseums

Sonntag, 6.10. / 4.Tag Eine Exkursion in die wundervolle Umgebung von Riga (Besuch eines Gottesdienstes / Exkursion nach Sigulda und Turaida)

Montag, 7.10. / 5.Tag Alltag in Riga (Europas größte Markthallen / Fahrt an die Ostsee

Dienstag, 8.10./ 6.Tag Besondere Gedenkorte (Besuch des jüdischen Dokumentationszentrums (Treffen und Gespräch mit Herrn Vestermanis oder Vertretung / Besuch des Geländes ehem. KZ Kaiserwald / Gedenkstätte im Wald von Bikernieki / am Abend: Gesprächsrunde „Was mich bewegt“

Mittwoch, 9.10. / 7.Tag Zeit für eigene Erkundungen (Museumsbesuche / orthodoxe Kathedrale u.a.)

Donnerstag, 10.10./ 8.Tag Abreise

Anmeldungen im Büro oder unter dertmann-e@versanet.de
oder Handy: 0176-44552286

DOM HELDER CAMARA

Mariama. Unsere Liebe Frau, verehrte Mutter,
du brauchst nicht einmal so weit zu gehen wie in deinem Lied.
Es ist gar nicht nötig, dass die Reichen mit leeren Händen
und die Armen mit gefüllten Händen ausgehen.

Weder reich noch arm.

Auf keinen Fall sollen die Sklaven von heute
die Sklavenhalter von morgen werden.

Die Zeit der Sklavenhalter ist vorbei.

Wir wünschen uns eine Welt ohne Herren und Sklaven,
eine Welt von Brüdern und Schwestern wollen wir.
Aber nicht nur von Brüdern und Schwestern dem Namen nach,
sondern von Brüdern und Schwestern in Wirklichkeit.

Maria, du hast ein so wunderbares Lied gesungen.

Aber du hast dich nicht auf deinem Glück ausgeruht,
sondern hast an die ganze Menschheit gedacht.

Dabei hast du dich eindeutig für die Armen entschieden,
wie es später auch dein Sohn tat.

Was ist das an dir, in deinen Worten und in deiner Stimme,
dass du im Magnificat verkünden kannst

die Entmachtung der Mächtigen

und die Erhöhung der Demütigen,

die Sättigung der Hungernden

und die Entleerung der Reichen

und dass niemand wagt, dich als subversiv zu beurteilen
oder mit misstrauischen Augen zu betrachten?

Leih uns deine Stimme, sing mit uns.

Bitte deinen Sohn, dass sich in uns allen die Pläne des Vaters voll
verwirklichen.